Das

Deutschtum in Chile.

Ein ruhmreicher Zeuge deutscher Kulturarbeit.

Von **Dr. Johannes Unold.**

München 1899.

Verlag von J. F. Lehmann.

Herausgegeben vom Alldeutschen Verbande.

Einzelpreis Mk. 1.20; Vorzugspreis bei Abnahme der ganzen Reihe Mk. 1.—.

Taschenbuch der deutschen Kriegsflotte.

Mit teilweiser Benützung amtlichen Materials.

Herausgegeben von Kap.-Leutnant a. D. **H. Weyer.** I. Jahrgang 1900.

Preis elegant gebunden **Mk. 2.—.**

Mit einer farbigen Tafel und ca. 200 Textabbildungen.

Das Buch enthält eine illustrierte Beschreibung aller deutschen Kriegsschiffe, Bilder der deutschen Standarten, Flaggen 2c., sowie Angaben über Organisation der Seestreitkräfte, Marine-Behörden, Dienstpflicht, Offizierkorps, Die deutsche Küste, Flotten und Kohlen-Stationen, Seeinteressen des Reiches, Schutzgebiete, Flottengesetz, Schiffbestände der größeren Seemächte, Ausgaben der größeren Seemächte für ihre Wehrkraft u. s. w., u. s. w.

Das Buch bildet ein unentbehrliches Vademecum für jeden, der sich über Deutschlands Wehrmacht zur See unterrichten will.

Das schönste Prachtwerk über die deutsche Kriegsflotte ist:

Deutschlands Ruhmestage zur See.

Preis: in Prachtmappe M. 40.—

20 Bilder aus der deutschen Seekriegsgeschichte in Kupferlichtdrucken nach Originalgemälden von **Marinemaler Prof. Hans Petersen** mit begleitendem Text von **Vice-Admiral a. D. R. Werner.**

Was das deutsche Volk seit den Tagen der Hansa großes zur See geleistet, kommt hier in herrl. Bildern zur Darstellung. Die einzelnen Blätter, die eine Größe von 50—66 cm haben, eignen sich auch vorzüglich als Zimmerschmuck und werden auch hier zum Preise von je M. 4.— abgegeben.

Verzeichnis der Bilder.

1. 1368. Eroberung Kopenhagens durch die Hansa.
2. 1394. Konrad von Jungingen belagert Wisby.
3. 1428. Klaus v. d. Lippe, Bürgermeister von Stralsund, schlägt die dänische Flotte.
4. 1455. Sieg Bokelmann's über 16 dänische Schiffe bei Bornholm.
5. 1468. Paul Benefe's Sieg über die englische Flotte.
6. 1471. Sieg der Hansa über die französische Flotte vor der Maasmündung.
7. 1538. Die Welser landen in Venezuela.
8. 1676. Seeschlacht bei Bornholm. Eroberung des „Leopard".
9. 1681. Kampf brandenburgischer und spanischer Schiffe bei St. Vincent.
10. 1682. Besitzergreifung der Guineaküste durch die Schiffe „Morian" und „Kurprinz".
11. 1681. Kapitän Karpfanger's Sieg über 5 französische Schiffe.
12. 1849. Gefecht bei Helgoland.
13. 1856. Prinz Adalbert bei Tresforcas.
14. 1864. Gefecht bei Jasmund.
15. 1864. Tegetthoff bei Helgoland.
16. 1870. „Nymphe" beim Putziger Wick. Angriff auf das französische Blockadegeschwader. (Nachtstück.)
17. 1871. „Augusta" vor der Girondemündung nimmt zwei französische Schiffe und verbrennt einen französischen Regierungsdampfer.
18. 1890. „Meteor" und „Bouvet" vor der Rhede von Havanna.
19. 1896. Untergang des „Iltis".
20. 1898. Die Besitznahme von Kiautschau.

Der schönste Zimmerschmuck sind die:

Vaterländischen Kunstblätter

herausgegeben vom **Alldeutschen Verbande.**

I. Blatt: Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde. Originalradirung von H. Braun.
II. „ Fürst Bismarck. Kupferlichtdruck nach Originalgemälde von Franz von Lenbach.
III. „ Paul Benefe's Sieg über die englische Flotte. Kupferlichtdruck nach einem Originalgemälde von Marinemaler Prof. H. Petersen.
IV. „ Kaiser Wilhelms Ritt über das Schlachtfeld von Sedan. Kupferlichtdruck nach einem Originalgemälde von Maler A. Hoffmann.

Durchdrungen von der Erkenntnis des hohen Wertes, welcher der Kunst im Hause auch als nationalem Erziehungsmittel innewohnen kann, hat sich der Alldeutsche Verband zur Herausgabedieser Blätter entschlossen, welche ein tiefes vaterländisches Gefühl offenbaren und als Werke erster Künstler in vorzüglichster Weise vervielfältigt, jedem Raume zum Schmucke gereichen werden. Blattgröße 52 : 69 cm. Bildgröße 30 : 40 cm.

Preis eines Blattes in der Volksausgabe	M. 3.—
„ der vier Blätter zusammen ungerahmt	„ 10.—
„ eines Blattes in der Liebhaberausgabe	„ 10.—
Volksausgabe gerahmt, altdeutsch	„ 7.—
4 Blätter zusam. „ „	„ 26.—

Der Kampf um das Deutschtum.

15. Heft.

Das Deutschtum in Chile.

Ein Zeugnis erfolgreicher deutscher Kulturarbeit.

Von

Dr. Johannes Unold.

München.
J. F. Lehmann's Verlag.
1900.

Das Deutschtum in Chile.

I. Rückblick.

„Wo warst Du denn, als man die Welt geteilet?“ möchte man mit dem „Gotte“ des Schillerschen Gedichtes dem deutschen Volke zurufen, das erst in den letzten Jahrzehnten einen seinen Bedürfnissen und seiner Bedeutung keineswegs entsprechenden Anteil an der Erde sich holte. Allein gleich dem „Dichter“ in der „Teilung der Erde“ war auch unser deutsches Volk in jenem Jahrhundert der Entdeckungen und Eroberungen mit idealen Aufgaben beschäftigt, in einen bedeutungsvollen geistigen Befreiungskampf verwickelt. Dieser hat die Völker Westeuropas vor dem Schicksal des Orients, vor kirchlicher Geistes- und Gewissenstyrannei bewahrt und sie dadurch zu Beherrschern der Erde und zu Führern der Menschheitsentwicklung erhoben.

Indem die deutsche Reformation die Fesseln einer alleinherrschenden, Geister und Gemüter niederhaltenden römischen Papstkirche sprengte und die für Helden- und Bürgertugend, für Rührigkeit und Tüchtigkeit wenig günstige orientalische Lebensauffassung des Christentums einigermaßen den Bedürfnissen germanischer Herrenvölker anzupassen suchte, hat sie Europa und dem Menschheitsfortschritt den größten Dienst geleistet. Allein das Volk, welches jenen geistigen Befreiungskampf begann, wurde drei Jahrhunderte lang durch verheerende Religionskriege, durch den bis heute noch verhängnisvollen Zwiespalt der Volksgenossen, durch das Vorwiegen und Vorschieben konfessioneller Interessen und Gesichtspunkte auf Kosten der nationalen und politischen in seiner staatlichen und Kulturentwicklung aufgehalten. Und während ihm sonst die führende Stellung in der großartigen Ausbreitung germanischer Kraft und Tüchtigkeit durch weltbeherrschende Kolonisationsarbeit hätte zufallen müssen, wurde es von einem jüngeren Zweige überholt und in die bescheidene Rolle eines europäischen Binnenvolkes herabgedrückt. Leider ist in Folge dieser traurigen geschichtlichen Entwicklung kaum zu hoffen, daß das zur Kolonisationsthätigkeit so hoch begabte über die ganze Welt verbreitete deutsche Volk, ergriffen von echtem nationalem Stolze und teutonischem Ausdehnungsdrange, sich nachträglich den ihm

gebührenden Anteil an der bewohnbaren Erde erkämpfen und sich zu hoher kühner Weltpolitik einmütig aufraffen wird.

Statt dessen sucht es der Mehrzahl nach in feiger sündhafter Selbstbescheidung durch Laster und Listen die Zunahme der Volkszahl zu beschränken, in bequemem Sichselbstgenügen innerhalb der Grenzpfähle so reichlich und redlich, als es kann, sich zu nähren, und brütet mit echt deutschem unpraktischem Doktrinarismus die Windeier bester Gesellschaftsordnung aus. Inzwischen trachten weniger gebildete (vgl. Rußland), aber von einem kräftigeren Willen nach Leben und Macht beseelte Völker durch das altbewährte Mittel neuen Landerwerbes ihre Volkszahl zu mehren, ihren Söhnen und Enkeln eine stolze, mächtige Zukunft unter den die Erdbesiedlung und Kulturverbreitung bestimmten Herrschernationen zu schaffen.

„Was thun?“ spricht Zeus, „die Welt ist weggegeben“, wiederholt der kurzsichtige deutsche Philister auch heute noch. Demjenigen aber, der mit angesehen, was deutsche Tüchtigkeit, deutsche Ausdauer und deutscher Unternehmungsgeist aus einem vor 50 Jahren noch unbewohnten abgelegenen Flecken Erde gemacht hat, blutet das Herz bei dem Gedanken, daß diese Kolonisationsarbeit nach abermals 50 Jahren für unser Volkstum verloren sein, daß auch diese deutsche Kulturinsel wie so manche andere von den Wogen fremder Nationalität hinweggeschwemmt wird. —

Obwohl infolge seiner politischen Uneinigkeit und Ohnmacht das deutsche Volk bei der Teilung der Erde leer ausgegangen war, so haben doch viele seiner Söhne an der Entdeckung und Eroberung der neuen Welt, wenn auch unter fremder Flagge, nicht unrühmlichen Anteil genommen. Die astronomischen Tafeln des Regiomontanus, des großen Mathematikers von Nürnberg, begleiteten Christ. Columbus auf seiner Fahrt nach dem Westen, die zur Entdeckung einer neuen Welt führte. Mancher wackere deutsche Landsknecht hat an den kühnen Kriegszügen der spanischen Conquistatoren sich beteiligt. So hat der Bruder „Straubinger“ Ulrich Schmiedel an der Gründung von Buenos Aires mitgewirkt; er half ferner, mit den spanischen Eroberern flußaufwärts marschierend, die Hauptstadt des heutigen Paraguay, Asuncion, mitgründen. Die schlichte, treuherzige Erzählung seiner Erlebnisse bildet heute ins Spanische übertragen, eine der frühesten Quellen der Geschichte, Argentiniens.

Bekanntlich gewann Deutschland infolge der Belehnung der Welser mit Venezuela durch Karl V. eigenen Kolonialbesitz in der neuen Welt, den dieses Augsburger Kaufhaus, von keiner einheimischen Macht unterstützt, leider nicht festzuhalten vermochte. Eines der traurigsten Ereignisse in der Geschichte des deutschen Volkes bildet jener Charfreitag 1546, wo der deutsche Feldhauptmann Philipp von Hutten mit

dem jungen thatenfreudigen Bartol. Welser auf der Ebene von Tocuyo (bei Coro in Venezuela) auf Befehl eines spanischen Bandenführers (Carvajal) unter den Streichen eines Negers enthauptet wurden.

Schamgefühl muß heute noch jeden Deutschen ergreifen über die damalige Schwäche seines Vaterlandes, das nicht vermochte, seine besten Söhne zu retten oder zu rächen, das nicht im stande war, sein fernes durch die kühnen Thaten und Züge eines Dalfinger, Hohermut und Federmann rechtmäßig erworbenes „Lehen" zu schützen und zu behalten.[1])

Schon 20 Jahre vorher war dem zweiten großen Augsburger Kaufhaus, den Fuggern, das Land nördlich der kurz vorher entdeckten Magallanesstraße, das heutige Chile, verliehen worden. Allein es fehlte an Schiffern und Kriegern, um jenes so abgelegene Land zu erkunden und zu erobern. Erst später gelangte der Nürnberger Barthol. Blum oder Blümlein (Flores nannte er sich in span. Sprache) mit den Truppen des Eroberers von Chile, Pedro de Valdivia, in das einst für die Deutschen bestimmte Land und brachte es dort zu angesehener Stellung (1541). Er richtete in der neugegründeten Hauptstadt Santiago die erste Mühle ein, wurde Ratsherr und legte in dem heute vielbesuchten Badeorte Viña del Mar bei Valparaiso, welches damals la cuesta del aleman (der Abhang, die Halde des Deutschen) hieß, den ersten Weinberg an. Seine Enkelin, die Frau und Witwe des deutschen Feldhauptmanns Lipsberger, die Stammutter einer der ältesten und angesehensten Familien der Irrarrazaval gelangte dann durch ihr ziemlich liederliches Leben zu einer traurigen Berühmtheit.

Mit dem Tode Karls V. blieben aber die spanischen Kolonien den Deutschen sowie allen übrigen Nationen verschlossen, und nun begann für jene Länder nach dem kurzen Heldenzeitalter der Conquista, jene langweilige traurige Epoche der Kolonialzeit (la colonia 1550—1810), wo sie unter dem Drucke eines zweifachen Despotismus, des geistlichen und des weltlichen, ohne jede Anregung von außen, nur auf den Verkehr[2]) mit dem geistig und wirtschaftlich immer tiefer sinkenden Mutterlande angewiesen, in einen behaglichen, unthätigen Halbschlummer verfielen.

Zu Beginn dieser Kolonialzeit waren es zwei, vorerst noch unbedeutende germanische Staaten, welche nachzuholen sich anschickten, was das heilige römische Reich deutscher Nation in seiner politischen Schwäche versäumt, nämlich der germanischen Rasse einen Anteil an der Neuen Welt zu erringen: England und Holland. Das erstere, das mit der

---

[1]) Vgl. Hamburger Festschrift zur 400jährigen Entdeckung Amerikas. II. Bd. Herausgegeben von W. Schuhmacher.

[2]) Die spanischen Kolonien durften mit keiner anderen Nation in Handelsbeziehung treten; nur in 2 Häfen, Porto Bello (das heutige Colon oder Aspinwall) und in Panama konnten die südamerikanischen Länder jährlich einmal mit den spanischen Schiffen Waren austauschen.

ruhmvollen Abwehr der spanischen „Armada" nicht nur das eigene Land vor Fremdherrschaft gesichert, sondern sich dadurch den Weg zur Seebeherrschung eröffnet hatte, nahm damals unter Walter Raleigh thatsächlich Besitz von der ihm früher (1498) durch romanische (italienische: Seb. Caboto) Entdecker gewonnenen Ostküste Nordamerikas (Virginien). Zur selben Zeit drang der kühne Weltumsegler Fr. Drake als der erste Engländer in den großen Ozean ein und verbreitete Schrecken und Bestürzung in den reichen spanischen Kolonien (auch an der Küste von Chile).

Das zweite Volk, die Holländer, welche in heldenmütigstem Kampfe ihre geistige und politische Unabhängigkeit[1]) von Spanien errungen, welche thatsächlich den Protestantismus vor der Ueberwältigung durch die spanisch-jesuitische Restaurationspolitik gerettet hatten, waren nahe daran, an der pazifischen Küste Südamerikas — da, wo heute die blühendsten deutschen Kolonien sind, — eine dauernde Niederlassung zu gründen. Sie hatten den Seeweg um das Kap Horn entdeckt und trafen (1640) Anstalten in den durch das unabhängige Indianergebiet vom Hauptlande getrennten Südprovinzen des heutigen Chile sich anzusiedeln. Zu diesem Zwecke suchten sie mit den tapferen, freiheitsliebenden Araukanern ein Bündnis zu schließen, um gegen den gemeinsamen Feind, die Spanier, sich zu behaupten. Aber die Indianer hatten eben ihren fast 100 jährigen Unabhängigkeitskampf durch Friedensschluß zu einem rühmlichen Ende gebracht und weigerten sich, den kaum geschlossenen Vertrag zu brechen. Die Holländer mußten daher ihren Niederlassungsplan aufgeben und die Spanier suchten durch stattliche Festungswerke in Valdivia und Corral (Nieblas) einen neuen Handstreich unmöglich zu machen.

Besonders trübselig war die Kolonialzeit für Chile, da es von allen spanischen Kolonien am weitesten vom Mutterlande entfernt war und nur über Perú oder Panamá aus zweiter und dritter Hand europäische Waren empfing. Es war arm an Mineralschätzen und wurde darum als unrentabel von der spanischen Kolonialverwaltung arg vernachlässigt. Trotzdem nahm das Land einen zwar langsamen, aber stetigen Aufschwung. Die beständigen Kämpfe mit den Arauko-Indianern erhielten die Bevölkerung frisch und kriegstüchtig und veranlaßten das Mutterland zu häufigen Truppensendungen. Diese Soldaten bildeten den

[1]) Unverzeihlich war damals das Verhalten der in engherzigstem Glaubenshaß befangenen deutschen Lutheraner, welche ihre niederländischen Volks- und Glaubensgenossen nicht unterstützten, bloß weil sie „Calvinisten" waren. Sie tragen die Schuld, daß Holland sich von Deutschland ablöste und daß unserem Volk die bei politischer Kraft und Einigkeit damals leicht zu erringende Führerschaft zur See und die Erbschaft der spanischen Kolonialmacht entging. Auch die Holländer waren numerisch und politisch zu schwach, um diese ihnen zugefallene Aufgabe durchzuführen und das Gewonnene zu behaupten. Sie verloren das meiste (Indien, Kapland, Nordamerika; aus Neu-Amsterdam wurde New-York; Australien, Neu-Holland) an die Engländer, welchen so nach Spanien, Frankreich un Hdolland die Seebeherrschung zufiel.

Grundstock der Ansiedler, welche, da es an unterworfenen Indianern mangelte, selbst der Feldarbeit sich unterziehen und auch ihre Kleider, Werkzeuge und Hausgeräte sich selbst verfertigen mußten. Diesem dreifachen Umstande: der Armut, der Arbeitsamkeit und der Reinheit der Rasse[1]) verdankt das Land Chile jenen kräftigen und tüchtigen Schlag von Bewohnern, welche an Rührigkeit und Unternehmungslust, an gesundem politischen Sinn und Tapferkeit lange die Angehörigen der übrigen spanisch-amerikanischen Republiken übertrafen, welche 1880—81 die beiden Nachbarstaaten Peru und Bolivia gründlich niederwarfen und sich seitdem mit nicht ganz unberechtigtem Stolze als die „Preußen" Südamerikas betrachten. —

Von deutschen Ansiedelungen in Chile konnte demnach während der Kolonialzeit, wo jedem Fremden das Betreten dieser Gebiete bei Todesstrafe oder schwerster Kerkerhaft verboten war, nicht die Rede sein. Nur deutsche Jesuiten kamen während des 17. und 18. Jahrhunderts im Gefolge ihres Ordens, der im spanischen Amerika ungeheure Besitzungen (in Chile z. B. mehr als $^1/_5$ des bebaubaren Landes) sicherwarb, auch nach Chile. Mit unerschrockenem Glaubenseifer drangen diese in die feuchte Urwaldregion des Südens ein, gründeten hier und dort Missionsstationen zur Bekehrung der unabhängigen Indianer, durchstreiften das unbekannte Land nach allen Richtungen und erwarben sich durch Pflichttreue und gutmütige Fürsorge für die Neubekehrten einen trefflichen Namen, so daß dorthin vorzugsweise deutsche Mitglieder des Ordens geschickt wurden. Besonders geschätzt waren auch die deutschen Laienbrüder des Ordens, kunstverständige, fleißige und geschickte Handwerker, welche durch Ausschmückung der Kirchen und Klöster, sowie durch Verbreitung wertvoller Handwerksbräuche zur Kultivierung des Landes und Volkes sehr viel beitrugen.

„Die ersten deutschen Jesuiten, von denen wir Kunde haben, waren P. Georg Brandt und G. Burger. Letzterer machte sich verdient durch Dämpfung eines gefährlichen Aufstandes spanischer Soldaten, die er durch Ueberredung zum Gehorsam zurückbrachte. Im Jahre 1704 gründete P. Philipp van der Meeren eine Mission am Nahuelhapi-See, wo er, sei es durch Gift oder durch Mangel, seinen Tod fand. Später bereiste P. Bernh. Havestadt, ein Westphale, als Missionär die beiden Seiten der äußerst schwer zugänglichen Anden und gelangte in Gegenden, die erst in neuester Zeit wieder erforscht wurden. — Auch bis an das „Ende der Christenheit" — so hieß die fast immer in Wolken gehüllte und von stürmischen Meeresteilen umgürtete Insel Chiloe — drangen sie vor. Zur Zeit der Aufhebung des Ordens (1767) wurden fünf deutsche Missionäre von hier nach Spanien in strenge Haft gebracht unter der spanischem Argwohn entsprungenen Beschuldigung, daß sie

[1]) Die wenigen Indianer des mittleren Chile waren teils umgekommen und ausgestorben, teils zu ihren freien Brüdern nach dem Süden geflohen.

diese Insel den Engländern ausliefern wollten. Im 18. Jahrhundert rief der P. Graf Karl von Haimhausen zahlreiche deutsche Ordensangehörige, namentlich in Künsten und Gewerben erfahrene Laienbrüder, in das ferne Land zur Hebung der wirtschaftlichen und gewerblichen Zustände. So kam es, daß die Zahl der Deutschen, schließlich nahezu ein Viertel der Gesamtzahl des Ordens ausmachte.[1]) —

Spanische Kolonialpolitik und ihr Ende.

Zwei Ereignisse waren es, welche dem beschränkten mittelalterlichen System spanischer Kolonialverwaltung und damit dieser selbst ein jähes Ende bereiteten. Das jesuitisch-kirchliche Erziehungsverfahren, das in Spanien und seinen Kolonien zum schwersten Nachteil dieser Länder und Völker auch auf politischem Gebiet befolgt wurde, geht darauf hinaus, jede Art von geistiger Regsamkeit, von energischer Selbstthätigkeit und vernünftiger Selbstregierung von vorn herein zu unterdrücken.

Man ist bestrebt, die der kirchlichen und staatlichen Autorität unterstehenden Menschen und Völker solange als möglich in blinder Unterwürfigkeit, in geistiger und sittlicher Unmündigkeit zu halten.

Das ist auch bei romanischen Völkern nicht allzuschwer zu bewirken, wenn ihre Fantasie durch allerlei Bilder und Ceremonien umnebelt und ihre an sich geringere Thatkraft durch allerlei Opiate eingeschläfert wird. Dauernd endlich scheint das Ziel jesuitisch-absolutistischer Regierungskunst erreicht, wenn es gelingt, durch die Schreckensherrschaft der Inquisition mit ihren Angebereien, Kerkern und Scheiterhaufen die begabteren, dabei unruhigeren Geister auszurotten und von den übrigen nur mit Legenden und Erbauungsschriften gefütterten Schäflein durch strenge Absonderung und Grenzwacht alles Gift in Form von ketzerischen Schriften oder wissenschaftlichen Anregungen fern zu halten. Dieses Beherrschungs- und Verdummungssystem, für die Herren sehr bequem und einträglich, hat aber zwei Fehler: einmal — nach dem Erfahrungssatz: „Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurück“ — unterdrückt es nicht nur alle höheren und besseren Anlagen und hemmt dadurch das Fortschreiten auf allen Gebieten menschlicher Kulturbethätigung, sondern es macht auch die Behauptung der erreichten Kulturstufe unmöglich, läßt daher die Völker immer tiefer sinken und sogar das mühsam erreichte geringe Maaß von Wohlstand und Bildung, von Regsamkeit und Thatkraft einbüßen. So kam es, daß Spanien und seine Kolonien, um 1550 das mächtigste und reichste Land der Welt, schon nach 150 Jahren in das größte geistige und wirtschaftliche Elend[2]) gerieten.

---

1) Aus Dr. Franz Fonck: „Die ersten Deutschen in Chile“ vorgedruckt seiner Lebensbeschreibung des Dr. Aquinas Ried, Dessau. Art'l Verlag. (Zuerst veröffentlicht in der Südamerik. Rundschau 1894 und 1895).

2) Vgl. darüber besonders Buckle, Gesch. der Zivilisation in England, II. Bd.: Geschichte des spanischen Geistes.

Doch diese Folgen des kirchlich-absolutistischen Beherrschungssystems scheinen seine Befürworter wenig zu betrüben — sonst würde es nicht bis zum heutigen Tage als das einzig richtige, als das Allheilmittel gegen Umsturz und Aufklärung gepriesen —, denn gerade die Armen am Geiste liefern die unterwürfigsten Anhänger und das wirtschaftliche Elend eines Landes und Volkes hat noch nie verhindert, daß die Kirche sich bereicherte. Im Gegenteil, gerade in den ärmsten und unproduktivsten Zeiten und Völkern hat die Kirche die größten Besitzungen und Reichtümer angehäuft, während in Zeiten und Ländern mit großer und erfolgreicher wirtschaftlicher Rührigkeit die Menschen den selbsterworbenen „Mammon" allzugerne festhalten und die irdischen Genüsse allzusehr schätzen, als daß sie geneigt wären, dieselben frühzeitig gegen versprochene jenseitige einzutauschen.

Bedenklicher und gefährlicher für die Fortsetzung der kirchlich-absolutistischen Bevormundung ist der zweite Fehler, den sie wenigstens bei westlichen Völkern aufweist: Der geistige Druck erzeugt einen unmerklichen, aber zunehmenden Gegendruck, und es bedarf nur einer Anregung von außen, eines zündenden Funkens, um eine gewaltige Explosion herbeizuführen. Dem künstlichen und gewaltsamen Niederhalten auf der Stufe der kindlichen Unmündigkeit wirkt das langsame, aber ununterbrochene Reiferwerden der Völker entgegen und mit der physischen Reife entwickelt sich auch ein gewisses Selbstgefühl, ein gewisser Freiheitsdrang, der zunächst bei den Völkern germanischer Rasse die geistliche und weltliche Gewaltherrschaft sprengte. Nachdem Deutschland auf religiösem Gebiet vorangegangen war (während die lutherische Lehre vom „leidenden Gehorsam" und die Not des 30jährigen Verheerungskrieges die politischen Verhältnisse hier aufs traurigste gestalteten), folgten Holland, England und seine amerikanische Kolonie auch auf politischem Gebiet jenem Drang nach Freiheit und Selbständigkeit. Schließlich wurde auch Frankreich, wo der geistliche und weltliche Despotismus gegen Ende der Regierung Ludwig XIV. für immer gesiegt zu haben schien (Vertreibung der Hugenotten), von dem Wehen einer neuen Zeit ergriffen. Infolge des langjährigen Geistesdruckes, der Unbildung der Massen und der Leidenschaftlichkeit des nationalen Temperaments verwandelte es sich hier in einen verheerenden Wirbelsturm, der rasch mit den Stützen des „ancien régime" aufräumte, aber einen soliden Ausbau des Neuen unmöglich machte. —

Der erfolgreiche Unabhängigkeitskampf der Vereinigten Staaten und die Aufklärung in Westeuropa, besonders in Frankreich mit ihrem gewaltsamen Abschluß konnte nicht ohne Wirkung auf das spanische Amerika bleiben. Sie war um so rascher und nachhaltiger, als die spanischen Herrscher aus dem Hause Bourbon, beraten von aufgeklärten Ministern, wie Aranda, Campomanes u. a., Erleichterungen und Reformen[1]) eingeführt,

[1]) Zulassung von Franzosen, Gründung von Städten (in Chile vierzehn 18. Jahrh.) und höheren Schulen; neue Handelswege u. a.)

ja durch Ausweisung der Jesuiten aus allen spanischen Landen (1767) jenem obengeschilderten Regierungssystem den sichersten Halt und die geschicktesten Werkzeuge entzogen hatten. Denn dies ist ein alter Erfahrungssatz — und der gesunde Instinkt des jesuitischen Klerikalismus mit seinem: Sint ut sunt aut non sint war darüber nie im Zweifel —: Bildungsfähige Menschen und Völker lassen sich nur so lange gewaltsam auf der Stufe der Unmündigkeit festhalten, als die Beherrschung und Bevormundung eine vollständige ist. — Jede Anregung höherer geistiger oder reicherer wirtschaftlicher Bedürfnisse reizt und spornt zu weiterer Befriedigung derselben. Jede Lockerung des Geistesdrucks, jeder Versuch einer geistigen und wirtschaftlichen Hebung der von Kirche und Staat absolut beherrschten Individuen und Völker führt zur Durchbrechung und Beseitigung des ganzen Systems, hat einen gewaltsamen Ausbruch des Selbständigkeitsstrebens, einen Aufschwung zu höherer Kultur zur Folge. Nur so erklärt sich der rasche, allgemeine Abfall sämtlicher spanischer Kolonien in der neuen Welt von 1808 — 25. Dadurch wurde ein Ländergebiet, doppelt so groß als Europa, dem Eindringen und der Wirksamkeit europäischer Kultur eröffnet, seine Besiedelung durch Angehörige aller europäischen Nationen ermöglicht und seine Bewirtschaftung im Interesse eines Welthandelsverkehrs begonnen.

Selbstverständlich zogen aus dieser Eröffnung neuer Kolonisations- und Handelsgebiete in erster Linie England und Frankreich Vorteil; auch die Vereinigten Staaten, welche die Erhebung der spanischen Kolonien mit Rat und That aufs Kräftigste unterstützt hatten, erblickten sofort in jenen Schwesterrepubliken ein ungeheures, fruchtbares Feld für ihre Unternehmungslust und Kapitalsanlage, eine unendlicher Ausdehnung fähige Macht- und Thätigkeitssphäre.

Damals tauchte bald jenes stolze, kühne Schlagwort auf, das für unabsehbare Jahrhunderte der nordamerikanischen Wirtschafts- und Eroberungspolitik ein hohes, wertvolles Ziel steckt: Amerika für die Amerikaner! (d. h. immer deutlicher für die Yankees). Und wer sich vergegenwärtigt, welch ungeheure Gebiete von Amerika sich die Vereinigten Staaten im Laufe dieses Jahrhunderts teils von indianischen, teils von ehemals spanischen und französischen Besitzungen (Florida, Louisiana, Kalifornien, Texas, Arizona, Cuba und Puertorico) angeeignet haben; welch gewaltige Kapitalsanlagen in Industrien, Bergwerken, Plantagen und Eisenbahnen über das spanisch-portugiesische Amerika verbreitet sind; wie hartnäckig und zielbewußt die Vereinigten Staaten ihren pan-amerikanischen Zollvereinsplan verfolgen: der kann nicht mehr zweifelhaft sein, welcher Nation schon jetzt oder in allernächster Zeit der größte Einfluß auf das spanische Amerika zukommen wird.

Erst spät und allmählich haben zwei Nationen, welche die größere Hälfte unseres Jahrhunderts in schwächender Zersplitterung und unter

der Vorherrschaft einer eigennützige Ziele verfolgenden Großmacht lebten, von der Eröffnung jener spanischen Kolonien zu Besiedelungs- und Handelszwecken ausgedehnteren Gebrauch gemacht: nämlich die deutsche und die italienische.

Die Deutschen in Mittel-Chile.

Wenden wir uns nunmehr unserem eigentlichen Gebiet, der Republik Chile zu! Dieses herrliche Land $1^1/_2$mal so groß als das deutsche Reich (wobei allerdings die unbewohnbare Salpeterwüste Atacama, sowie die ausgedehnten Hochgebirge mitgerechnet sind), erstreckt sich vom 18° bis 56° südl. Br.; hat also eine Länge von etwa 4000 km. Es ist in seinen fruchtbaren Teilen ein ziemlich schmales Längsthal, eingebettet zwischen die hohe Andenkette, deren begangenster Paß (Uspallata) gegen 4000 m hoch ist, und die bis 2000 m hohe Küstenkordillere[1]) welche mit ihrem Westabhang bis an den Großen Ozean heranreicht. Während Chile zu Anfang seiner Unabhängigkeit (1818) kaum $^1/_2$ Mill. Bewohner zählte, hat sich diese Zahl durch Einwanderung und Eroberung 1885 auf $2^1/_2$ Mill. erhöht; 1885—95 hat die Bevölkerung wenig zugenommen (2,7 Mill., ergänzt durch 10 % Zuschlag auf 3 Mill.).

Das ganze Land zerfällt in drei nach Klima und Bewohnbarkeit sehr verschiedene Zonen mit zwei Uebergangsgebieten:

1) Die Bergbau- oder Minenzone im Norden, ein regenloses Gebiet, das aber durch die reichen Salpeterlager, sowie durch bedeutende Silber- und Kupferminen für die Republik eine wichtige Produktionsquelle bildet.

Hier in dieser Zone ist von Deutschtum wenig zu reden. Obwohl Deutschland der Hauptabnehmer für den ausgeführten Salpeter ist, im Jahr 1896 z. B. 9,7 Millionen Ztr. im Werte von 74 Millionen ℳ., so befinden sich doch die meisten Salpeterminen in den Händen englischer Gesellschaften. Es war ein betrübendes Zeichen für den Mangel an nationaler Kapitalsverwendung und Unternehmungslust, daß bei der Versteigerung ausgedehnter Lager durch die chilenische Regierung (1892 und 1893), trotz der rührigen Agitationsthätigkeit des verdienstvollen Forschers und Volkswirtschafters Polakowsky unter den deutschen Großgrundbesitzern und Kapitalisten niemand zum Erwerb solcher Salpeterminen zu bestimmen war.

2) Die nördliche Uebergangszone, wo außer dem Minenbetrieb in einigen Flußthälern ein reicher Obst- und Getreidebau stattfindet.

3) Die Ackerbauzone vom 32°—40° s. Br. (mit dichtester Be-

[1]) Die Bahn von der Hauptstadt Santiago bis zum Haupthafenplatz Valparaiso hat trotz der gewaltigen Abbiegung nach Norden noch eine Höhe von 960 m zu überschreiten.

völkerung; 15—20 E. pro □ km) in deren nördlicher Hälfte bei künstlicher Bewässerung (Kanäle), in der südlichen ohne solche Ackerbau, Weinbau, Obst- und Viehzucht reichste Erträgnisse liefert.

In der nördlichen Hälfte, dem eigentlichen Zentrum des Landes mit der Hauptstadt Santiago, wo die alteingesessene spanisch redende Bevölkerung wohnt, finden sich Deutsche fast nur in den Städten. Das bebaubare Land ist meist in den Händen von Großgrundbesitzern (hacendados) mit zahlreichen Hintersassen (inquilinos), die aber mehr und mehr in die Lage freier Tagelöhner übergehen. Nur in einigen Provinzen ist ein mittlerer Bauernstand anzutreffen, tüchtige Leute (huasos), die den eigentlichen Kern der Bevölkerung bilden.

Die südliche Hälfte (der größte Fluß Chile's der Biobio, bildet die Grenze), Jahrhunderte lang freies Indianergebiet, ist teilweise seit 1860, größtenteils aber erst in den achtziger Jahren besiedelt worden. Unter den Ansiedlern, welche absichtlich aus aller Herren Ländern zusammengebracht wurden, befinden sich auch Deutsche, allerdings weniger Ackerbauer als Gewerbetreibende und Kaufleute. 61,000 ha Staatsländereien wurden hier verteilt und gewährten (bis 1889) 1094 Familien [1] (= 5302 Seelen) ein neues günstiges Heim. Obwohl die Bevölkerung in den zehn Jahren (1885—95) nicht unbedeutend zugenommen hat, (in den Provinzen Malleco und Cautin von 59,5 und 32,2 Tausend auf 98 und 78 Tausend) bleibt doch noch ein kolonisierbares Land von 380,000 ha [2], das von der Regierung unter günstigen Bedingungen an europäische Ansiedler verteilt wird. Trotz mancher Schattenseiten, welche mit der Ansässigmachung in diesen Gegenden verbunden sind, würden hier deutsche Landwirte als Kolonisten eine aussichtsvolle Zukunft sich schaffen können. In den Jahren 1895—1896 wurden durch die chilenische Kolonisations-Agentur 1725 Kolonisten, darunter 400 Deutsche hieher und weiter nach dem Süden geschickt. [3])

4) Die südliche Uebergangszone umfaßt die beiden vorwiegend von Deutschen besiedelten Provinzen Valdivia und Llanquihue; sie ist sehr regen- und wasserreich; viele Seen und Flüsse; Urwälder. Unter den 42,000 □ km, welche die beiden Provinzen betragen, befindet sich noch 835,000 ha Colonialland.

5) Die Urwaldzone vom 42°—45° s. Br. besteht aus dem noch wenig ersorschten Westpatagonien und den zahlreichen Inselgruppen, welche demselben im Westen (darunter die größte: Chiloe) und Süden (Feuerland) vorgelagert sind.

Auch dieses ausgedehnte Gebiet würde sich für Besiedelung eignen, zur Holzgewinnung und Vieh- insbesondere Schafzucht. (Schon 1895

[1]) vgl. H. Kunz Chile und die deutschen Kolonien p. 548 ff.
[2]) darunter 86,000 ha vermessen und eingeteilt.
[3]) vgl. Sinopsis estadistica de Chile 1897, auch „Die Ackerbaukolonien in der Republik Chile", herausgegeben von der Generalagentur in Paris 1896.

wurden aus dem Ausfuhrhafen Punta Arenas in der Magallansstraße gegen 200,000 Ztr. Schafwolle in Hamburg und Liverpool eingeführt.)

Nach dem Berichte der chilenischen Regierung vom Jahre 1896 befinden sich auf der Insel Chiloe 190,000 ha und im übrigen Gebiet $2^1/_2$ Millionen ha, (darunter 400,000 ha vermessenes) Kolonialland. — Rechnen wir im Durchschnitt auf eine Familie 100 ha, so fände sich in dem ganzen zur Colonisation bestimmten Gebiet von Süd-Chile (= 4 Millionen ha) Raum für 40,000 Familien oder 200,000 Seelen. —

Trotz ihrer Abgelegenheit wurde diese fernste, darum ärmlichste der ehemaligen spanischen Besitzungen, sobald das spanische Handelsmonopol gebrochen war, sofort auch von deutschen Kaufleuten aufgesucht. Deutschland hatte, während es im ganzen noch in schneckenhafter Langsamkeit und Unthätigkeit bei dem beginnenden Weltverkehr zurückstand, doch zwei treffliche rührige „Fühlhörner", die weit über das Schneckenhaus hinausreichten, in seinen Hansestädten. Hamburger Kaufleute waren es, die auch mit dem fernsten jener neu entstandenen Staaten einen seitdem mächtig sich ausdehnenden Handelsverkehr eröffneten. Drei bis vier Monate brauchte ein Segelschiff von Hamburg nach Valparaiso und gar manches wird bei der äußerst gefährlichen Fahrt um das Kap Horn seinen Untergang gefunden haben; trotzdem mehrte sich beständig die Zahl Hamburger Kaufhäuser [1]) in jener damals so primitiven Handelsstadt, bis nach 60 Jahren zwei regelmäßige Dampferlinien dem Verkehr zwischen jenen Häfen dienten und der deutsche Umsatz den aller übrigen Nationen (außer England) übertraf.[2])

Dem Kaufmann, als dem völkerverbindenden Pionier, der sich aber meist an den Küstenplätzen (besonders in Valparaiso und Concepcion) niederläßt und nur vorübergehend in das Innere vordringt, folgte der deutsche Handwerker.

Auch diese suchten und fanden zunächst in Valparaiso und Santiago lohnenden Verdienst und gelangten durch Geschäftskenntnis und Solidität zu immer größerer Ausdehnung der Betriebe und dadurch zu Ansehen und Wohlstand. Ein Teil aber verbreitete sich in die kleineren Städte des Inneren und der Küste.

Nachdem sie dort zunächst mit dem geringen Arbeitslohn, der den einheimischen maëstros (Meistern) bezahlt wurde, einen nicht immer erfolgreichen Konkurrenzkampf zu führen hatten, gelang es doch den meisten für ihre besseren Leistungen die entsprechende lohnende Anerkennung zu finden und sich durch Rührigkeit und Zuverlässigkeit zu behaglichem Wohlstand emporzuarbeiten. Brachten sie es endlich dahin, ein größeres oder kleineres Betriebskapital zu erlangen, einen Verkaufsladen einzurichten

[1]) 1822 das erste deutsche Handelshaus in Valparaiso.

[2]) Im Jahre 1896 belief sich die Aus- (40 Mill. Mk.) und die Einfuhr (88 Mill. Mk.) von Deutschland und Chile im Hafen vom Hamburg allein auf 128 Mill. Mk.

und mehr oder weniger Gehilfen, in der Regel Einheimische, zu beschäftigen, so war ihnen ein nach den damals noch bescheidenen deutschen Begriffen glänzendes Fortkommen gesichert. Dies geschah am raschesten in Geschäftszweigen, die von den Deutschen erst neu eingeführt wurden oder wo sie wichtige Verbesserungen, wie Maschinenarbeit u. a., anwandten.

Zu den ersteren gehört die Bierbrauerei, der sich anfangs nicht nur gelernte Brauer, sondern Handwerker aller Branchen zuwandten und wobei sie auch für ihre oft recht minderwertigen Erzeugnisse bei der einheimischen Arbeiterbevölkerung genügenden Absatz fanden. Ferner entstanden im mittleren Chile zahlreiche von Deutschen betriebene Bäckereien und Müllereien, Gießereien und Schmiedewerkstätten. Für deutsche Schneider und Schuhmacher wurde nur das bessere Maßgeschäft, zumal in den größeren Städten, lohnend, während die gewöhnlichere Handarbeit angesichts der niederen Löhne, welche die Einheimischen erhielten, ihren Mann nicht nährte. Im letzten Jahrzehnt ließen sich sehr viele deutsche Handwerker in dem neubesiedelten Indianergebiet teils in den 12—15 neugegründeten Städten teils auch als Landwirte auf den 50—90 ha. großen Gütern nieder.

Mit oder nach dem deutschen Handwerker verbreitete sich der deutsche Gastwirt und der Krämer im ganzen Lande. Jener gewann als „Hotel"-Besitzer namentlich durch die größere Reinlichkeit, bald auch den Zuspruch der reisenden Einheimischen, während der bloße Schenkwirt nur auf die Kundschaft der kneipenden Landsleute oder der im Vorbeigehen eine copita (ein Gläschen) Schnaps oder Bier trinkenden rotos (Tagelöhner) angewiesen war, es sei denn, daß er durch ein oder zwei Billards oder durch ein verschwiegenes Hinterzimmerchen auch die besser situierten Einheimischen zu offenem oder heimlichem Spiel und zu längerem Verweilen veranlassen konnte.

In der Regel verband auch der deutsche Schenkwirt nach Landesart in einem sog. „despacho" Spezerei-, Kurzwaren- und Landesproduktengeschäft mit dem Ausschank allerlei Arten von „Licores" (Getränke), als da sind: Wein in Flaschen oder vom Faß, Chacoli' = einjähriger Landwein, Chicha = gesottener Traubenmost; Bier in 5—6 Sorten: sencilla = schäumendes Einfaches ähnlich der Berliner Weiße, dessen berauschende Wirkung der Chilene noch durch Zusatz von 20—50% Schnaps erhöhte; doble = dunkleres schmackhaftes Doppelbier; „Lager" = haltbareres Lagerbier; Baviera und Pilsener dunkles (= Kulmbacher) und helles Exportbier bald aber im Lande selbst gebraut.

Der deutsche Kleinkaufmann oder Krämer, der meist in 2 mit einander verbundenen Läden, hier Schnitt- dort Kurz- und Eisenwaren, Geschirre 2c. verkaufte, hatte erst dann Aussicht auf besseren Absatz, wenn eine deutsche oder europäische Kolonie die Erzeugnisse des Auslandes verlangte und allmählich auch die Einheimischen an den Gebrauch

europäischer Stoffe und Artikel gewöhnte, was mit dem zunehmenden Wohlstand des Landes rasch geschah. Dann bewährte und belohnte sich die Anpassungsfähigkeit des Deutschen, das Eingehen auf den fremden Geschmack und die verschiedenartigen Bedürfnisse aufs beste. Und wenn der deutsche Import in den letzten Jahrzehnten so gewaltig zugenommen hat, ja denjenigen aller übrigen Nationen zu überflügeln beginnt, so ist dies in erster Linie den über das ganze Land verbreiteten deutschen Kleinkaufleuten zuzuschreiben, welche die von den großen deutschen Importhäusern eingeführten Waaren mit großer Geschäftsgewandtheit an den Mann zu bringen wissen. Die nämliche Geschicklichkeit zeigen die Reisenden jener Firmen, welche in immer größerem Umfange auch die übrigen Kleinkaufleute spanischer, französischer oder chilenischer Nationalität als Kunden zu gewinnen verstehen.

Eine hervorragende Bedeutung gewann das Deutschtum im mittleren Chile in den verschiedensten gelehrten Berufen. Den Uebergang vom Kaufmann zum Gelehrten bildet der Apotheker. Gerade in diesem Berufe ist es, wo der Deutsche, sei es der Eingewanderte oder der dort geborene Sohn deutscher Eltern, einen sehr geachteten und lohnenden Wirkungskreis findet.

Die „botica alemana", meist an oder in der Nähe der „plaza" gelegen, fehlt fast in keinem chilenischen Städtchen. Außer dem Vertrauen und dem lebhaften Zuspruch, den dieselbe von der für Arzneien in jeder Form und Fülle sehr eingenommenen einheimischen Bevölkerung genießt, bildet sie zugleich eine Art Treffpunkt oder Versammlungsplatz der gebildeteren Elemente des Ortes, wo, zumal des Abends nach der comida (Hauptmahlzeit gegen 6 Uhr), die Tagesereignisse, die hohe Politik und die sonstigen Weltbegebenheiten besprochen werden.

In politisch aufgeregteren Zeiten (bei Wahlen, Revolutionen 2c.) erscheint die Apotheke wie ein Hauptquartier, in welches wichtige Nachrichten einlaufen und von wo bedeutungsvolle Instruktionen ausgehen. Die Apotheke ist zugleich Droguerie und wird namentlich wegen der erhältlichen Schönheitsmittel von der jüngeren und älteren Damenwelt häufig aufgesucht, zumal wenn schmucke liebenswürdige Provisors dieselben verabreichen. Der Europäer findet dort auch noch andere Gegenstände, die man vergebens in einer deutschen Apotheke suchen würde, z. B. Schreibmaterialien u. a., allerlei Arten von Kolonial- oder europäischen Waren, z. B. Gries u. a.

„Der Deutsche", so schreibt ein erfahrener Arzt, Dr. Fonck, „ist ein vorzüglicher Apotheker; er ist ganz zu diesem Berufe angelegt, sowohl durch die besondere Art seiner geistigen Fähigkeiten, wie durch seine Erziehung. Seine Gewissenhaftigkeit, seine Ordnungsliebe und seine vortreffliche Ausbildung in der Chemie und Pharmacie befähigen ihn mehr wie jeden anderen Landesangehörigen zu diesem Berufe. So kommt es, daß deutsche Apotheker sich in allen Ländern der Erde finden und überall das größte Zutrauen genießen."

Von den eigentlich gelehrten Berufen ist es allein der des Arztes, der seinen Jüngern Gelegenheit und Veranlassung bietet, in die weite Welt hinauszukommen und sich vorübergehend oder dauernd in fremden Ländern niederzulassen. So waren schon frühe deutsche Aerzte (1837 Karl Segeth) nach Chile gekommen und hatten für ihre Wissenschaft und Kunst einen dankbaren Boden gefunden. Das medizinische Studium stand in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Chile auf sehr niedriger Stufe, obwohl es schon seit Errichtung der Universität (1751) lebhaft betrieben wurde (Abogado und médico galten und gelten heute noch als die einzige Karriere, die ihre Angehörigen gesellschaftsfähig macht und daher auch von den Söhnen der ersten Familien eingeschlagen wird). Seit 20 Jahren aber hat es sich sehr gehoben, einerseits dadurch, daß Deutsche als Universitätslehrer (z. B. Hermann Schneider) nach Santiago berufen wurden, andererseits indem alle strebsameren jungen Chilenen ihre medizinischen Studien in Deutschland vollendeten.

Es muß jeden Deutschen mit Freude und Stolz erfüllen, wenn er die Sprechstunde eines solchen jüngeren chilenischen Arztes kommt und dort sofort in seiner Muttersprache angeredet und befragt wird; wenn er hier mit Verständnis und Begeisterung nicht nur von Männern der Wissenschaft, sondern auch über deutsche Literatur reden hört. Ebenso ergeht es ihm, wenn er die herrliche Wandelhalle der von einem Deutschen eingerichteten vielbesuchten Bäder von Cauquennes (am Fuße der Hochkordillere) betritt und dort über den Eingängen der einzelnen Badezellen die Bildnisse der großen deutschen Mediziner wie Virchow, Langenbeck u. a. (zum Glück mit dem Namen versehen) vorfindet. Infolge dieser besseren Vor- und Ausbildung der einheimischen Aerzte ist es für Deutsche, die außerdem noch das dortige medizinische Examen abzulegen haben, nicht mehr so ratsam, sich — in den größten Städten — niederzulassen. Trotzdem findet sich dort eine beträchtliche Anzahl deutscher Aerzte und würden solche in den Städten zweiten Ranges noch eine lohnende Praxis gewinnen; vielleicht daß es ihnen hier gelänge, ihre Konkurrentin, die médica (die Heilkünstlerin, welche den Leuten vorzugsweise Abführmittel verordnet) gänzlich aus dem Felde zu schlagen.

Für den deutschen Juristen wäre im spanischen Südamerika kein Wirkungsfeld zu finden, denn das Studium der „leges", das die Wege zur „regierenden Kaste" 2c. zum Abgeordneten und Beamten öffnet, ist dort so beliebt, daß man mit abogados d. i. studierten Juristen die Straßen der Hauptstadt pflastern könnte.

Dagegen wurde deutschen Gelehrten und Lehrern in Chile eine fruchtbare Aufgabe übertragen. Schon seit Beginn der dreißiger Jahre wurden französische und deutsche Gelehrte mit wichtigen Forschungsarbeiten

und Lehraufträgen betraut. So verfaßte Claude Gay eine umfangreiche Natur- und politische Geschichte von Chile, Pissis unternahm die erste Landesvermessung, Bertrand bekleidet die erste Stelle in der Grenzkommission. Der Pole Domeyko wirkte als Professor der Geologie und Mineralogie; der Deutsche R. A. Philippi, der jetzt noch lebende hochverehrte Nestor deutscher Wissenschaft in Chile, pflegte und förderte seit 1840 zumal durch seine Reisen im Süden und Norden des Landes die übrigen Naturwissenschaften. (Direktor des naturhistorischen Landesmuseums.) Der leider als Opfer seines Berufes zu früh verstorbene Dr. H. Schulze aus Freiberg i. S. wirkte 1885—93 als Professor der Chemie und Mineralogie.

Den größten Einfluß aber auf die geistige Hebung der Nation gewann deutsche Wissenschaft und deutsche Pädagogik durch die Berufung zahlreicher (im ganzen über 80) Lehrkräfte zunächst an die 2 Lehrer- und Lehrerinnenseminare (escuelas normales de preceptores y preceptoras), wodurch sie Gelegenheit hatten, sämtliche Volksschullehrer und -Lehrerinnen der Republik auszubilden, ihnen Lehrgeschick und Berufstreue, besseres Wissen und sicheres Können beizubringen.

Auch die Ausbildung der Gymnasiallehrer (professores de liceos) wurde durch Gründung eines pädagogischen Instituts deutschen Pädagogen und Gelehrten anvertraut und zugleich durch Berufung von 20 akademisch gebildeten Lehrkräften an die nach dem Muster deutscher Realschulen reorganisierten Lyceen Vorbilder und Mitarbeiter gewonnen.

Schließlich wurde auch das Militärwesen nach deutschem Vorbild reformiert, zumal seitdem Hauptmann Körner in der Ausbildung des Revolutionsheeres und durch die Siege bei Concon und Placilla (1891) über die damaligen Regierungstruppen die Ueberlegenheit deutscher Kriegswissenschaft und Kriegskunst aufs glänzendste erwiesen hatte. Die Folge davon war die Berufung deutscher Offiziere zur Organisation des neu geschaffenen Volksheeres (allgemeine Wehrpflicht) an Stelle der alten Miliz (Werbungssystem) und zur Instruktion der künftigen Führer.

II. Die Entstehung von Kleindeutschland am Stillen Ocean.

Was wir bis jetzt vom Deutschtum in Chile berichten konnten, bietet noch nicht viel Charakteristisches; denn deutsche Kaufleute und Handwerker sind in allen Ländern der Erde verbreitet und finden überall ähnliche Lebens- und Entwickelungsbedingungen. Nur darin, daß ein Land deutsche Gelehrte und Lehrer in solcher Zahl beruft und ihnen die gesamte Ausbildung seiner Jugend anvertraut, steht Chile einzig da. Voraussichtlich wird es auch nie bereuen, diesen Schritt gethan zu haben. Denn deutsche Pädagogik steht trotz aller Reform-

bedürftigkeit unserer humanistischen Gymnasien in Theorie und Praxis mustergiltig da und trotz mancher Ungeschicklichkeiten und Taktlosigkeiten, womit einige wenige der berufenen Lehrkräfte die Erwartung enttäuschten und dem von einer fremden Regierung in sie gesetzten Vertrauen nicht entsprachen, haben die übrigen doch schon auf Schulen und Schüler einen so förderlichen Einfluß geübt, daß ein unparteiischer Vergleich entschieden zu Gunsten der deutschen Lehrer und ihrer Methoden spricht.

Die Lehrpläne haben eine gründliche und zweckmäßige Umarbeitung erfahren, die Lehrart (einst gedankenloses Auswendiglernen, jetzt denkendes Erfassen und bildendes anschauliches Erklären des Lehrstoffes) ist eine ganz andere geworden; die Schüler werden an Pünktlichkeit, Arbeitsamkeit und Pflichterfüllung gewöhnt und die von den deutschen direkt ausgebildeten oder durch ihr Beispiel angeregten Lehrer haben an Lehrgeschick, an Kenntnissen, an Bildungseifer und Berufstreue unstreitig gewonnen.

Aber abgesehen hiervon können wir von einem Deutschtum in Chile, von einer Einwirkung desselben auf Land und Leute, von spezifischen Leistungen und dauernden Schöpfungen deutscher Thatkraft und Unternehmungslust, auch von einem Kampf des Deutschtums und für das Deutschtum — um die Durchsetzung und Behauptung seiner wesentlichen Eigenschaften im Wettbewerb mit fremder Nationalität, – nur sprechen, wenn wir die rein deutschen Kolonien in den beiden Südprovinzen der Republik in Valdivia und Llanquihue, einer geschichtlichen und persönlichen Betrachtung unterziehen. —

Im mittleren Chile war für eine deutsche Kolonisation d. i. für eine Ansiedelung von Deutschen in größerem Maßstabe mit Erhaltung ihrer Sprache und Eigenart nicht zu denken.

Sobald aber deutsche Kaufleute und Forscher den Süden von Chile mit seinem gemäßigten, regenreichen Klima, mit seinen Wäldern und Triften, mit seinen Flüssen und Seen kennen lernten, blitzte in ihnen sofort der Gedanke auf: Hier wäre ein Platz für eine zahlreiche deutsche Einwanderung, hier wäre ein Wirkungsfeld für deutsche Betriebsamkeit und Ausdauer, hier könnten tausende von Landsleuten eine zweite, glückliche Heimat finden; hier in diesem fast unbevölkerten, abgeschiedenen Gebiet ließe sich ein Klein-Deutschland am Stillen Ozean gründen, ein triebkräftiger Ableger des gewaltigen Stammes!

Zum Glück gab es in den 40ger Jahren unter den Deutschen in Chile solche nationalgesinnte Männer, welche, um tausenden von Volksgenossen ein neues Heim zu schaffen, Gut und Leben, Jahre voll unausgesetzter hingebender Thätigkeit dieser schönen, hohen Aufgabe widmeten.

Unter diesen Pionieren deutscher Kulturarbeit sind vor allem zwei zu nennen: Bernh. Philippi und Franz Kindermann, denen heute tausende von Deutschen ein zweites Vaterland, denen das deutsche

Volkstum eine Gelegenheit zu fruchtbarer Ausbreitung, denen deutscher Handels- und Gewerbefleiß ein lohnendes Ein- und Ausfuhrgebiet verdankt. —

Bernhard Philippi, Ingenieur und Naturforscher, war schon 1840 nach Chile gekommen und erlangte dort den Rang eines sarjento major de injenieros (= Chef des Geniekorps, welche allerdings mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit existierte). Gleich seinem Bruder, dem jetzt 90jährigen ältesten und angesehensten Vertreter deutscher Wissenschaft in Chile, von kühnem Drang nach geographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen beseelt, unternahm er verschiedene Entdeckungsreisen nach dem südlichen Chile, welches er von Valdivia bis zur Magallanesstraße durchforschte. Er drang zum ersten Mal durch unbetretenen Urwald bis zu dem herrlichen Llanquihuesee vor und entwarf 1846 die erste Karte jener unbekannten Gegenden.

Aber B. Philippi war nicht nur ein kühner Forscher, sondern auch ein begeisterter Patriot; daher dachte er bei seinen Entdeckungen sofort daran, was aus diesen fruchtbaren Gegenden zu machen wäre, wenn deutsche Landsleute mit der ihnen eigenen Ausdauer das unwirtliche Land besiedelten. Konnte und mußte dadurch nicht die große Aufgabe der Menschheit, die ganze Erde bewohnbar zu machen und die dringende Pflicht jedes gesunden, tüchtigen Volkes, sich soweit als möglich auszubreiten und immer weitere Strecken der Erdoberfläche seiner Kulturarbeit zu unterwerfen, zugleich erfüllt werden?

Philippi säumte nicht, seine hohen Pläne zu verwirklichen. Er kehrte nach der Hauptstadt Santiago zurück und arbeitete bei den Regierungsbehörden unablässig darauf hin, deutsche Kolonisten zur Besiedelung jener Provinzen herbeizurufen. Das geschah denn auch durch Dekret vom Jahre 1845.

Er selbst wurde als Regierungskommissär nach Deutschland geschickt, wo er durch Wort und Schrift[1]) namentlich in Kurhessen Ansiedler für die neue Kolonie zu werben suchte. Nach Chile zurückgekehrt, fand er den ihm in Aussicht gestellten Posten eines Regierungsvertreters in jenen Provinzen, schon besetzt. Dagegen wurde er zum Gouverneur des Magallanes-Territoriums ernannt d. i. des westlichen Patagoniens, jenes langen Streifens selbst heute[2]) noch nahezu unbewohnten Landes, der sich vom Golf von Reloncavi bis zum Feuerland-Archipel erstreckt und dem zahlreiche Inseln und Inselgruppen vorgelagert sind. Dort fand er leider schon im Jahre 1852 auf einem Zuge in das Innere, wobei ihn der gleichfalls um die Hebung deutscher Besiedelung hochverdiente Maler Alex. Simon begleitete, einen frühen Tod, wahrscheinlich als ein Opfer der Blutrache von seiten der Patagonier.

[1]) „Nachrichten" über Valdivia", Kassel 1851.

[2]) Jetzt gedenkt die chilenische Regierung jene für Viehzucht sehr geeigneten Gegenden mit Norwegern und Schweden zu besiedeln. Jedenfalls wären sie auch für Deutsche und Schweizer geeignet.

Wenn einmal das Volk der Dichter und Denker, in welchem gegenwärtig Schreiber und Schwätzer eine allzu einflußreiche Rolle spielen, — indem sie die öffentliche Meinung durch Zeitungen und parlamentarische Reden „machen“ und beherrschen, — dahin kommt, auch seine Helden der That besser zu würdigen, dann wird dem Entdecker und Kolonisator eines Klein-Deutschland am Stillen Ozean eine hervorragende Stelle im Andenken einer dankbaren Nachwelt gesichert sein!

Oberstleutnant Philippi hatte schon nach seiner ersten Entdeckungsreise in Süd-Chile hochgesinnte Landsleute für jene Gegenden und für seinen Kolonisationsplan zu interessieren gesucht. Es gelang ihm auch, die beiden Brüder, Wilh. und Ernst Frick, die zuerst als Ingenieure in den Minen des Nordens sich bethätigen wollten, dauernd an den Süden zu fesseln. Wilh. Frick, der mit dem jungen Bismarck einst das Plamann'sche Institut in Berlin besucht hatte, hat als Regierungs-Ingenieur um die Einrichtung der Kolonien sich große Verdienste erworben. Später wirkte er lange Jahre als Rektor des Staatslyceums (ähnlich einer Realschule) in Valdivia und machte sich durch seine Erfindungen auf dem Gebiet der Luftschiffahrt, sowie als Musiker und Komponist bekannt. Wer Gelegenheit hatte, den von den dortigen Deutschen wie ein Patriarch verehrten alten Herrn kennen zu lernen, dem fällt es schwer, sich von dem ehrwürdigen Berichterstatter über die Geschichte deutscher Kolonisationsarbeit zu trennen. Möchte Herr Rektor Frick sich doch entschließen, seine Erlebnisse und Erfahrungen zur Freude und zum Nutzen späterer Generationen zu Papier bringen zu lassen!

Andere hervorragende Deutsche, wie Dr. Ried, Fr. Kindermann und Cäsar Maas, wußte Philippi wenigstens zu einem Besuch der Provinz Valdivia zu veranlassen. Das war damals nicht nur ein höchst beschwerliches, sondern auch gefährliches Unternehmen; denn sie mußten zu Pferd durch Wälder und Flüsse den 115 Meilen langen Weg von Valparaiso bis Osorno, der noch dazu durch das Gebiet der unabhängigen kriegerischen Arauko-Indianer führte, zurücklegen.

Der Bayer Dr. Aquinas Ried, der seine erste Ausbildung auf dem Gymnasium zu Regensburg empfangen, dann aus Liebe zur Freiheit und Aufklärung Bayern verlassen und in England seine medizinischen Studien vollendet hatte, war, nachdem er sieben Jahre als englischer Militärarzt auf der Deportations-Insel Norfolk (Australien) gewirkt, auf der Heimreise i. J. 1844 zu dauernder Niederlassung in Valparaiso bestimmt worden. Nicht nur in seinem Berufe als Arzt und Apotheker, sondern auch wegen seiner geselligen Vorzüge (als Musiker und Komponist) und seiner Opferwilligkeit stand er bei Deutschen und Chilenen in hohem Ansehen. Begreiflicherweise nahm er auch regen Anteil an der Förderung der deutschen Kolonisation. Er veröffentlichte unter dem Eindruck jener Reise nach dem Süden eine Schrift: „Ueber deutsche Auswanderung nach Chile.“ Nachdem er von dem Lande und den Aus-

sichten für deutsche, namentlich auch gewerbetreibende Ansiedler gesprochen, empfiehlt er die Besiedelung auch aus höheren nationalen Gründen: „Hier könnten wir unsere Sprache unverfälscht, unsere Nationalität unvermischt, unseren deutschen Sinn vor allen auswärtigen Einflüssen heilig bewahren, was nicht ohne erfreuliche Rückwirkung auf das Mutterland bleiben könnte. Bis jetzt sind unserer nur wenige hier. Wir träumen uns aber die Einöde bevölkert mit Brüdern und Schwestern aus dem alten stets teuren Vaterlande, wir hören den biederen germanischen Gruß, wir hören das herzliche Lied durch unsere Wälder hallen, und wir leben der frohen Hoffnung, den schönen Traum verwirklicht zu sehen."

Bis zu seinem Tode (1869) bewies Ried durch Rat und That, namentlich bezüglich des Anbaues von Mediziinal- und Futterpflanzen, „seinen Schützlingen", den deutschen Kolonisten, die regste Teilnahme. Leider verhinderten ihn schwere Unglücksfälle (Brand seiner Apotheke mit allem Inventar bei Beschießung Valparaisos durch die Spanier) und ihre Rückwirkung auf sein körperliches und seelisches Befinden, den lange geplanten Besuch der Kolonie auszuführen, „um die Verwirklichung seiner alten Träume in Augenschein zu nehmen."

Nach B. Philippi war der zweite Gründer der deutschen Kolonien der edle, echt deutsch gesinnte Franz Kindermann, in den 40ger Jahren Kassierer der großen Importfirma Huth, Grüning & Co. Schon 1845 veranlaßte er den preußischen Konsul Ferd. Flindt (Schwager von Dr. Ried) zu bedeutenden Landerwerbungen im Süden von Valdivia und zur Ansiedlung von deutschen Handwerkern und Landwirten (meist aus Rothenburg in Kurhessen). In der That ließ dieser auf seinem eigenen Schiffe „Catalina" 10 Familien und eine Anzahl junger Männer dorthin kommen (August 1846), „das erste Senfkörnlein der deutschen Zukunft in Chile" (Ried). Flindt konnte leider seine Kolonisationsversuche nicht fortsetzen, da das Haus Canciani, dem er angehörte, fallierte. Zum Glück erwarb Franz Kindermann jene Besitzungen in Süd-Chile, denen er den Namen Bella-Vista gab. Er bevollmächtigte seinen späteren Schwiegervater, den Franzosen J. Renoux, mit der Verwaltung jenes 6000 Morgen großen Landstriches, welchen derselbe durch geschickte (aber nicht immer rechtskräftige) Unterhandlungen mit den Indianern nahezu auf 6 Mill. (?) Morgen zu erweitern wußte. Daraufhin faßte Kindermann den Plan einer deutschen Kolonisation in großem Stile. Er gab seine Stellung auf, siedelte auf 2 Jahre nach Valdivia über und begab sich dann selbst nach Deutschland, um dort für die Gewinnung tüchtiger und zahlreicher Ansiedler thätig zu sein. Zwei Kolonisationsgesellschaften (zu Berlin und zu Stuttgart) wurden gegründet und auf sie ein großer Teil des genannten Landbesitzes durch Kauf übertragen. Aus allen Gegenden Deutschlands: z. B. aus Wien der Freih. von Reichenbach, aus Sachsen, Schlesien, Württemberg und Hessen, fanden sich Käufer und Ansiedler bereit, und schon im Mai 1850

konnte unter Kindermanns Führung die erste Expedition deutscher Kolonisten, fast alle aus dem gebildeten und wohlhabenden Bürgerstande, nach der fernen Heimat aufbrechen.

Gründe der Auswanderung.

Die Werbungen von Männern, wie Oberstleutnant Philippi und Franz Kindermann, ebenso wie die Agitationsthätigkeit zahlreicher Kolonialgesellschaften fanden damals in Deutschland einen fruchtbaren Boden. Verschiedene Ursachen politischer, sozialer und wirtschaftlicher Natur trafen zusammen, um gerade in den besten, unternehmendsten Elementen des deutschen Bürger- und Bauernstandes die Auswanderungslust so zu steigern, daß in dem Jahrzehnt von 1846—56 viele Tausende von guten Deutschen in den Vereinigten Staaten, in Süd-Brasilien und in den verschiedensten Gebieten der alten und neuen Welt sich ansiedelten. Denn das ist wohl zu beachten: Es ist nicht die ärmste, die hoffnungsloseste und untüchtigste Schichte der Bevölkerung, es ist nicht das sog. Proletariat, welches freiwillig das größte Contingent der Auswanderer stellt. Vielmehr sind es gerade die tüchtigsten Männer im besten Alter, welche körperliche und sittliche Kraft genug besitzen, um einen Sprung ins Ungewisse zu wagen, um in unbekannter Ferne ihr Glück zu suchen. Darum ist eine starke Auswanderung ein schwerer Verlust, ja ein großes Unglück für ein Land und Volk; darum ist die Auswanderung als eine Art „ungünstiger" Auslese (wie Kriege, Revolutionen u. a.) zu betrachten, wenn die Auswanderer nicht in gewissem Grade dem Vaterlande und Volkstum erhalten bleiben.

Schon die Beweggründe, welche damals die meisten zur Auswanderung veranlaßten, sind ein Beweis dafür, daß es ganz besonders geist- und willenskräftige Individuen waren, welche in jenen Jahrzehnten die alte Heimat verließen.

Es waren traurige Zeiten für unser deutsches Vaterland, jene Jahre nach dem Zusammenbruch der mächtigen Bewegung von 1848 und 1849, durch welche das deutsche Volk aus eigener Kraft mit ungeheurer Begeisterung seine Einheit und Freiheit zu erringen gedachte. Ein schwerer politischer Druck lastete auf allen deutschen Landen, besonders auf Kurhessen, Preußen und Hannover. Eine gehässige Reaktion suchte alle Regungen geistiger, wirtschaftlicher und politischer Selbständigkeit mit den kleinlichen Mitteln täppischer Polizeiwillkür zu unterdrücken. Damals verzweifelten viele frei und deutsch gesinnte Männer am Vaterland und verloren die Freude an der Heimat. Wohlhabende und gebildete Bürger, tapfere und rührige Persönlichkeiten, welche lieber in weiter Ferne sich ein freies Heim schaffen, als zu Hause die ungerechte Bedrückung ertragen wollten, liehen darum den Werbungen von Philippi und Kindermann williges Gehör.

Da war z. B. der Apotheker Karl Anwandter aus Luckenwalde (1801 geb.); er ließ sich später in Kalau nieder, wo er 1847 zum Mitglied des ersten preußischen Landtags, 1848 in die preußische Nationalversammlung gewählt wurde; er war Bürgermeister von Kalau, als er im Jahre 1850 seine Apotheke verkaufte und mit seiner ganzen Familie nach Valdivia auswanderte. Von seiner industriellen und gemeinnützigen Thätigkeit in der neuen Heimat werden wir noch manches zu berichten haben. Unter den Vätern der neuen Kolonie befand sich auch der alte Pfarrer Manz, ein Mann von dem Geiste und aus der Schule Schleiermachers. Es verstieß gewaltig gegen seine Auffassung von Religion, als diese in Kurhessen auf allerhöchsten Befehl zur Knebelung der unbequemen freiheitlichen Regungen mißbraucht und in 15—20 Wochenstunden den Schulkindern eingetrichtert werden sollte. Als 60jähriger zog er es vor, mit seiner zahlreichen Familie in die chilenische Wildnis zu entweichen, wo er mit seinen Söhnen Bäume fällte zur eigenen Blockhütte und in frischer freier Luft ein Alter von mehr als 80 Jahren erreichte, umgeben von einem angesehenen, rührigen Geschlecht blühender Kinder und Enkel. Da war endlich der Major a. D. und Rittergutsbesitzer v. Bischoffshausen aus dem Hannöverschen, der unter den größten Mühen und Entbehrungen in der „Seekolonie" sich niederließ und dessen Nachkommen heute in zahlreichen Verzweigungen als Kaufleute, Offiziere und Gutsbesitzer zu Wohlstand und Ansehen gelangten.

Diese und andere mehr, 85 an der Zahl (70 Männer, 10 Frauen und 5 Kinder) mieteten in Hamburg von der Firma J. C. Godefroy [1]) & Sohn das kleine (342 t) aber tüchtige Segelschiff „Herrmann" und gelangten nach 4monatlicher Fahrt in das Land der Verheißung und der Freiheit, nach dem regenreichen Valdivia.

Unter diesen aus politischen Gründen die Heimat verlassenden Auswanderern befanden sich auch viele Handwerker, welche, wie wir sehen werden, in dem neuen Lande entweder als Kolonisten sich niederließen oder in den wenigen Landstädtchen mit ihrer durch die umliegenden Kolonien kaufkräftigeren Bevölkerung ihr Gewerbe wieder aufnahmen und in die Höhe brachten. Dies führt uns auf die wirtschaftlichen und sozialen Gründe, welche um die Wende der 40er und 50er Jahre die deutsche Auswanderung nach allen Weltteilen so hoch anschwellen ließen.

Deutschland war damals eben im Begriff, aus den kleinlichen Verhältnissen der Zunftwirtschaft und des Ackerbaustaates in die größeren und freieren der Industrie- und Welthandelsstaaten überzugehen. Wie alle Uebergänge war auch dieser mit empfindlichen Wehen und Ver-

[1]) Die Firma unterhielt schon das Jahr darauf eine regelmäßige Packet- und Passagierfahrt nach Valdivia und der amerik. Küste des Großen Ozeans mit 15 Segelschiffen.

lusten, mit den unvermeidlichen Begleiterscheinungen jeder Neuanpassung verbunden. Die Bevölkerung nahm in der langen Friedenszeit und unter den sich erleichternden Lebensverhältnissen immer mehr zu; aber die Landwirtschaft vermochte noch nicht zu rationellen und intensiveren Betriebsformen überzugehen. Auch das Handwerk sah sich durch die aufkommende Großindustrie vielfach in seinem Bestande bedroht, andererseits aber durch Zunft- und Niederlassungsschranken an rühriger Selbsthilfe gehemmt. Unter solchen Verhältnissen schien den jüngeren Brüdern und Schwestern des Gutserben, sowie den zahlreichen Handwerksgesellen und nicht wenigen Meistern keine andere Aussicht zu winken, als „Fabrikler" zu werden. In jenen Jahrzehnten aber, wo noch keine berufliche Association und politische Rechte das Selbstgefühl des vierten Standes gehoben hatten, wo die Löhne wahre Hungerlöhne, die Arbeitszeit und der Betrieb noch nicht geregelt waren, wo noch keine Krankheits-, Unfalls- und Altersversicherung auch der Existenz dieser Klasse eine gewisse beamtliche (pragmatische) Sicherheit verlieh, galt die Lebensstellung eines „Fabriklers" nicht nur als eine wenig ehrenhafte, sondern geradezu als eine Leib und Seele vernichtende Lohnknechtschaft, ähnlich der Zwangsarbeit in den Gefängnissen. Daher wehrten sich gerade die rührigsten und stolzesten Angehörigen des Bauern- und Handwerkerstandes mit aller Energie gegen dieses Herabsinken in das „Fabrikproletariat" und zogen es vielfach vor, in unbekannter Ferne eine, wenn auch mit den größten Mühen und Entbehrungen zu erkaufende, selbständige Existenz zu gründen.

Süd-Chile vor der Ankunft der Deutschen.

Wie sah nun das Land aus, welches diese deutschen Auswanderer, denen bald auf den Schiffen „Susanna", „Alfred", „St. Pauli" u. a. noch mehrere Hundert Landsleute folgten mit banger Erwartung, aber mit entschlossenem Mute betraten? Durch unbesiedeltes, noch nicht ganz unterworfenes Indianergebiet (Araucanien) von dem eigentlichen (mittleren) Chile getrennt, besaßen die beiden Südprovinzen nur an wenigen Punkten, besonders in den beiden schon im 16. Jahrhundert gegründeten, von den Indianern wiederholt zerstörten „Städten" Valdivia und Osorno, Ueberreste ehemaliger europäischer Ansiedelung.

Sonst war alles, vom 40—43. Breitegrad von üppig wucherndem Urwald bedeckt, von vielen kurzen aber wasserreichen Strömen durchzogen und von mehreren großen Seen besetzt. Im Westen bespülten es die Wogen des — dort nichts weniger als — „Stillen" Ozeans, welcher auf der Südseite in dem herrlichen Golfe von Reloncavi tief in das Festland eindringt und durch zahlreiche Kanäle den Kontinent nach Süden zu in größere und kleinere Inseln und Inselgruppen auflöst. Im Osten war es durch die hier 1500—2000 m hohe Kordillere von dem benachbarten Patagonien getrennt.

Ueber den damaligen wirtschaftlichen und geistig-sittlichen Kulturzustand der einheimischen Bevölkerung spanischer Abkunft haben wir zwei lehrreiche Berichte von Augenzeugen, wodurch uns zugleich am besten ersichtlich wird, was die deutschen Einwanderer aus dem Lande und teilweise auch aus den Leuten gemacht haben.

Der erste Bericht rührt von einem klar denkenden, für Fortschritt und Kultur begeisterten Chilenen Don Vic. Perez-Rosales[1]) her, den die Regierung als Ansiedelungskommissär in jene Gegenden (Februar 1850) gesandt und der sich um die deutschen Einwanderer sehr rührig angenommen hatte.

„Wir kamen nach Valdivia (12. Februar 1850). Heiliger Gott! Wenn der Gründer jener Stadt (Pedro de Valdivia der Eroberer von Chile 1541—54) mich auf dieser Reise begleitet hätte, so wäre er sicher schleunigst umgekehrt unter Verwünschungen über den Schlendrian seiner allzu nachlässigen Urenkel. Ich besitze ein Gemälde von Alex. Simon, welches das traurige Bild jenes Schmutzhaufens 3 Tage nach unserer Ankunft deutlich wiedergibt.

Die Straßen hatten vielfach ihre Richtung und ihre Breite verloren. Die sehr niedrigen Häuser hatten Wände aus Baumstämmen, Dächer aus Brettern, mit Moos und Pflanzen bedeckt; nur wenige Fenster besaßen Glasscheiben. Um die Häuser mit Brennholz zu versehen, wurden, da es keine Wagen gab, Baumstämme aus dem nahen Urwald von Ochsen durch die Straßen geschleppt und vor den betreffenden Hütten liegen gelassen, deren Besitzer täglich mit der Küchenaxt das nötige Brennmaterial von der Straße hereinholte. Auf der Westseite des Hauptplatzes[2]) sah man eine unfertige Holzkirche mit zwei geschmacklosen ungleichen Türmen. Auf diesem Platze wie in den Straßen pflegten die Bewohner von Valdivia täglich die Rindshäute zum Trocknen aufzuhängen. Aller Schmutz und Kehricht wurde auf dem Marktplatz abgelagert und wenn einer im Hofe oder Garten etwas auszufüllen hatte, so holte er hier die hiezu nötige Erde. Ja, da es in dem benachbarten Gefängnis an einem Abtritt fehlte, so wurden von Zeit zu Zeit die Gefangenen auf den Marktplatz geführt, um hier ihre Notdurft zu verrichten. Ich erinnere mich, daß der Schmutz und Unrat, der täglich am Fuße des fensterlosen Bretterkäfigs, Gerichtsgebäude genannt, abgelagert wurde, schließlich sich derart anhäufte, daß der damalige Kriminalrichter, R. Guerrero, energisch gegen solche Schweinerei reklamieren mußte.

Der Drang nach Fortschritt und Bildung der natürliche und all-

[1]) Vgl. Recuerdos del Pasado por Vic. Perez Rosales (1814—1860). Santiago 1882. p. 235—306.

[2]) Alle spanischen Städte in Amerika sind genau rechtwinklig angelegt, sie bestehen aus einer Anzahl von Vierecken (cuadras), deren mittleres die plaza bildet.

gemeine Wunsch seine Lage durch rührige Thätigkeit zu verbessern: all dies schlief oder existierte kaum. Wie auf den Hütten so wuchs auf den Geistern mit größter Gemütsruhe das Moos, welches sonst nur an der Rinde vernachlässigter oder verfaulender Bäume sich bildet. Jedem Reisenden, der nach Valdivia kam, entrang sich der Ausruf: Wie großartig, schön und erhebend ist hier das Werk der Natur! Wie kleinlich, verwahrlost und abstoßend dagegen das Werk des Menschen! — Wer damals, wie ich, unmittelbar aus Kalifornien nach dem vernachlässigten Valdivia kam, der mußte sich aus einer Gegend mit fieberhafter Thätigkeit in eine solche des tiefsten und ruhigsten Schlafes versetzt fühlen. Die wohlhabenderen Bürger, zufrieden mit ihrer dürftigen Lebensweise, verlangten von der Arbeit nur das notwendigste, um in ihrer behaglichen Dürftigkeit verbleiben zu können. Die besitzlosen Tagelöhner arbeiteten infolge des niedrigen Lohnes und des Ueberflusses an Lebensmitteln nur so viel, um sich berauschen und faullenzen zu können. Dem einen wie dem anderen fehlte der Trieb, welchen nur fremde Einwanderung in solchen durch Trägheit verkommenen Menschenhaufen zu wecken vermag.

Die Provinz Valdivia, immer noch mit dem Namen „presidio“ (= Strafkolonie) behaftet, schien von dem Volk und der Regierung der Republik ganz vergessen worden zu sein, bis ein Intendent (höchster Verwaltungsbeamter) auf ihre Vorzüge aufmerksam machte. Bei dem herrlichen milden und gesunden Klima, bei dem ausgedehnten fruchtbaren Boden, bei dem Reichtum an Nutzhölzern und anderen Naturschätzen, bei den vorzüglichen Wasserstraßen und dem herrlichen Seehafen (Corral) fehlte dem vergessenen Valdivia nur eines, um ein hervorragender Industrie- und Handelsplatz zu werden: nämlich die Bevölkerung, aber nicht jene Bevölkerung, welche, in einer von Natur reichen, aber an Kultur armen Gegend aufgewachsen, nichts von Arbeit, Fortschritt und Zivilisation weiß, sondern eine solche, welche der Drang nach besserem Fortkommen und nach Freiheit aus den großen Kulturzentren forttreibt, um in dem jungfräulichen Amerika beides in höherem Grade zu suchen und zu finden. In Ländern, wie das unsrige, ist die thätige Mitarbeit des fremden Elements ganz und gar unentbehrlich, als der mächtigste Faktor, der, indem er sich selbst zu bereichern sucht, den Wohlstand des Landes hebt, wo er sich niederläßt, welcher die Oeden bevölkert und Tochterstaaten bildet, die durch ihren Fleiß und Wohlstand oft bald das Mutterland überflügeln.“[1])

Auch C. Anwandter schildert in seiner „Uebersiedelung nach der Provinz Valdivia in Chile“ (Rudolstadt, Froebel 1851) Land und Leute

[1]) Welche Weite und Höhe der Auffassung bei jenem Chilenen aus den 50ger Jahren gegenüber dem heute so verbreiteten engherzigen und kurzsichtigen Nativismus: Der letztere sieht in jedem Einwanderer nur den armen Bettler oder den lästigen Konkurrenten, welcher „den Söhnen des Landes das Brot wegnimmt, das er in seiner eigenen Heimat nicht finden konnte“!

in übereinstimmender Weise. „Landwirtschaft und Viehzucht stehen infolge der Indolenz der Bevölkerung auf der niedersten Stufe; auch mit der gewerblichen Thätigkeit sieht es hier noch sehr übel aus; daher müssen alle besser gearbeiteten Sachen aus Valparaiso eingeführt werden. Hat der Chilene mit seiner Arbeit etwas verdient, so verzehrt er es sofort und in Ruhe und arbeitet nicht gern früher als bis das Bedürfnis ihn wieder treibt. Die Wohlhabenderen arbeiten dagegen noch weniger oder gar nicht und verdienen lieber durch Handel. Alle lieben den Luxus und geben für Gegenstände desselben leicht Geld aus. Um das Hauswesen bekümmern sich die Vornehmen gar nicht, sie halten dafür zahlreiche Dienerschaft; selbst die Wäsche wird außer dem Hause besorgt. Meist sieht man die Chilenen unthätig in der Stube sitzen oder spazieren gehen; der „Don" sitzt im Mantel (poncho) bis an die Nase gewickelt, die Doña in große oft kostbare Umschlagetücher (manto), aber noch nie habe ich gesehen, daß ein Buch gelesen worden wäre; denn das wäre schon eine Arbeit. Dagegen lieben sie leidenschaftlich Musik und Tanz, und es wird dazu geschritten, sobald nur einige beisammen sind."

So waren Land und Leute beschaffen in jenem südlichen Chile, das zu Beginn der 50er Jahre einige Tausend Deutsche zur neuen Heimat erkoren. Es ergibt sich daraus, daß das Land und die Verhältnisse ihnen sehr günstige Bedingungen zum Vorwärtskommen, zur Erhaltung und Entfaltung deutscher Tüchtigkeit boten, daß andererseits der Wettbewerb mit der geringen einheimischen Bevölkerung nicht schwer war, daß es den Deutschen dort leicht gelingen konnte, ihre Eigenart zu behaupten, ja sogar zur vorherrschenden zu machen.

Die ersten Schritte.

Wir haben oben gesehen, daß zwei Männer in erster Linie für die Besiedelung von Süd-Chile durch ihre deutschen Landsleute thätig waren: der Oberstlieutenant Bernh. Philippi, der im Auftrage der Regierung Ansiedler für Staatsländereien warb, und Fr. Kindermann, der für ausgedehnte Besitzungen am Rio Bueno (Trumag) Kolonisten suchte. Einen großen Teil dieser Ländereien hatte er bereits an Auswanderungsgesellschaften abgegeben, z. B. an die „Gesellschaft für nationale Auswanderung und Kolonisation" in Stuttgart[1]) 40 000 Cuadras (à 1,56 ha) oder 200 000 württembg. Morgen. Diese Gesellschaft, aus angesehenen Bürgern meist Beamten und Kaufleuten zusammengesetzt, hatte es sich zur Aufgabe gestellt „zwar keineswegs zur Auswanderung aufzumuntern, wohl aber ihre zur Auswanderung entschlossenen Landsleute nicht allein bei der Wahl ihres Zieles und Transportes durch ebenso uneigennützige

[1]) Vgl. Valdivia und Chiloe für deutsche Auswanderer, herausgeg. von J. F. Cast, Stuttgart 1849.

als unparteiische Auskunfterteilung zu unterstützen, als auch ihnen die Ansiedlung aufs wirksamste zu erleichtern, ihre Rechte gegenüber der Landesregierung zu wahren, überhaupt alles aufzubieten, ihnen zu einer sicheren und gedeihlichen Existenz zu verhelfen."

So erfreulich dieses Vorgehen uneigennütziger Selbsthilfe, das heutzutage leider immer seltener zu werden beginnt, war, so zeigte es sich doch, wie ungenügend die Hilfs- und Machtmittel eines derartigen privaten Unternehmens sind, um die Erreichung der erstrebten Zwecke zu sichern. Zur Bestreitung der Kosten wurden 5000 Länderscheine für je 4 Cuadras (= 6,25 ha) im Werte von je 35 (württ.) fl., im ganzen also für 175000 fl. ausgegeben. Allein auf die Landerwerbungen des edlen, aber allzu vertrauensseligen Kindermann[1]) ließ sich das Sprichwort anwenden: „Wie gewonnen, so zerronnen." Es fehlten dem warmherzigen Patrioten sowohl die rechtlichen als die finanziellen Mittel, um diese so rasch und billig erworbenen 6 Millionen Morgen Land zu behaupten. Von allen Seiten erhoben sich begründete und unbegründete Ansprüche; außerdem zeigte es sich, daß jene Ländereien für eine erste Besiedelung zu abgelegen waren (da der Rio Bueno wegen der Sandbank an seiner Mündung nur für kleine Fahrzeuge passierbar war).

Ebensowenig wie der an Macht- und Geldmitteln arme Kindermann vermochte die chilenische Regierung die Landversprechungen zu erfüllen, die sie durch B. Philippi in Deutschland hatte machen lassen. Sie hatte schon beizeiten Maßnahmen zum Empfang der deutschen Ansiedler getroffen. Der treffliche Präsident Manuel Montt, der 10 Jahre lang (1851—61) mit großer Umsicht und vielem Geschick das Staatswesen leitete, hatte noch als Minister (Ende 1849) einen klugen, vielgereisten Mann, eben jenen Vicente Perez Rosales, als Kommissär nach dem Süden geschickt, damit er, unterstützt durch den Staatsingenieur Wilhelm Frick, den Ankommenden Ländereien anweise und ihnen für den Anfang Saatgetreide und Werkzeuge übermittle.

Aber unter den paar hundert bemittelteren Einwohnern von Valdivia befand sich viel faules gieriges Gesindel, bei welchem ein Charakterzug der spanischen Rasse: „Ohne Mühe reich zu werden", unter den vorliegenden Umständen besonders üppig ins Kraut schoß. Als diese, die fast drei Jahrhunderte lang, ihre Kulturaufgabe bezüglich des von ihnen besetzten Landes ganz und gar vernachlässigt hatten, erfuhren, daß Ansiedler kämen, Leute mit viel, viel Geld, da trieben sie den Preis des Bodens in und um Valdivia, der früher um ein Spottgeld zu haben war, ins Grenzenlose hinauf, erhoben Ansprüche auf alles auch das ungerodete Land rings umher und ließen sich von Indianerhäuptlingen

[1]) Anwandter urteilt über ihn: Herr Kindermann genießt zwar allgemein den Ruf eines redlichen aber schwachen Mannes, der in Bezug auf sein Projekt völlig unpraktisch ist und sich dazu in den Händen seines Schwiegervaters Renoux als willenloses Werkzeug befindet.

Besitztitel ausstellen für unbekannte Gebiete vom großen Meer bis an das hohe Gebirge. Wie es dabei zuging, schildert der genannte Regierungskommissär recht anschaulich: „Wenn ein Bürger von Valdivia sich zum ausschließlichen Eigentümer der bisher als Gemeingut von Kreolen und Indianern betrachteten Ländereien machen wollte, so hatte er nichts weiter zu thun, als den nächsten Häuptling (Kaziken) aufzusuchen, mit ihm Bruderschaft zu trinken, ihm und seinen Genossen billigen Branntwein oder ein seltenes Goldstück zuzustecken. Dann gingen Käufer und Verkäufer mit beliebig vielen Zeugen zum Notar, wo man das Blaue vom Himmel herabschwor, daß die zu verkaufenden Ländereien seit undenklichen Zeiten Eigentum des erlauchten Herrschers Colocolo oder Chombaba seien. Solche Käufe wurden zu hunderten abgeschlossen, ohne daß man dabei etwas Unrechtes sah. Die einzige Schwierigkeit, welche dieses leichte und geläufige Manöver bot, war die Bezeichnung der Grenzen des zu verkaufenden Terrains. Aber da es für alles ein Mittel gibt, außer für den Tod, so halfen sie sich auf folgende Weise, um Ländereien zu verkaufen, die ihnen nicht gehörten, oder solche zu kaufen, die eigentlich gar nicht käuflich waren. Wenn das fragliche Terrain einen Fluß oder Bach, eine Waldöffnung oder einen sogen. Weg enthielt, so nahm man diese als Grundlinie und gab als weitere Greuzen die beschneite Kordillere oder den „grünen Berg" oder das „große Wasser" an. So waren die öffentlichen Archive von Valdivia und Ancud (Chiloe) voll von solchen sonderbaren Besitztiteln, den fruchtbaren Samenkörnern zu endlosen Prozessen. Während Ende der 40ger Jahre, als die Regierung Philippi und Frick mit der Ausmessung der Staatsländereien beauftragt hatte, fast alles Land herrenlos war, wurden jetzt so viele Rechte und Ansprüche geltend gemacht, daß bei der Abfahrt des ersten Auswandererschiffes von Hamburg (1849) nicht ein fußbreit Boden ohne vorgeblichen Eigentümer war."

Dadurch befand sich die Regierung und namentlich ihr Vertreter im Süden in größter Verlegenheit. Bernh. Philippi, der als offizieller Agent für deutsche Auswanderung nach Chile von jenen Verkaufsschwindeleien gehört hatte, sandte Briefe an die Regierung, damit sie jene rückgängig machen sollte. Allein das ging nicht so schnell. Vergebens durchreiste P. Rosalez, der mit einem ganzen Stoß von Verordnungen und Bestimmungen zur Regelung der Landeigentumsfrage von der Hauptstadt abgeschickt worden war, die Provinz nach allen Richtungen, um gutes freies Terrain für die ersten Ankömmlinge ausfindig zu machen.

Das ganze Kolonisationswerk drohte bei dem Mangel an verfügbaren Ländereien zu scheitern und wenn es damals schon Telegraphen und Zeitungen in Süd-Chile gegeben hätte, so wären die Einwanderer, die seit vier Monaten auf hoher See schwammen, sicher schon unterwegs davon benachrichtigt worden. So aber kamen sie ahnungslos in dem Lande der Verheißung an, das Herz ging ihnen auf bei dem Anblick

der herrlichen immergrünen Wälder der Südküste und mancher sah schon im Geiste das wohlgefügte Blockhaus auf fruchtbarem, weitem Eigenbesitz erstehen. In Wirklichkeit aber hätten sie am Ende der langen Seefahrt nicht einmal gewußt, wo ihr Haupt hinlegen, wenn nicht die freigebige Gastfreundschaft einiger ehrlicher und verständiger Bürger von Valdivia, die sich von den oben geschilderten habsüchtigen Spitzbuben vorteilhaft abhoben, jenen doppelt Heimatlosen Nahrung und Obdach in ihren Holzhäusern geboten, ihnen einige Strecken Land in unmittelbarer Nähe zur ersten Aussaat geliehen und die nötigen Zugtiere zur Verfügung gestellt hätten.

Aber damit war die Landfrage noch nicht gelöst. Mit beklommenem Herzen fuhr der Regierungskommissär auf die Nachricht von der Ankunft des „Herrmann" nach dem benachbarten Corral, um die Ankommenden im Namen der Regierung zu begrüßen. Er sah bald, daß dies wohlhabende und gebildete Männer waren, darunter Abgeordnete von jenen Kolonisationsgesellschaften, um die Aussichten für große Landerwerbungen und für eine Besiedelung im großen Stile persönlich zu prüfen.

„Alle drängten sich um mich" — so erzählt er selbst die erste Begegnung — „alle richteten an mich die dringensten Fragen. Die Hast, womit sie sich nach den Verfügungen der Regierung in betreff ihres weiteren Schicksals erkundigten, die freudige Aufregung, womit sie meine Antworten entgegennahmen, und das aufrichtige Dankgefühl, womit sie dieselben begleiteten, ließen mich ahnen, daß böswillige Einflüsterungen bereits Mißtrauen in das Gemüt dieser unerschrockenen Wanderer ausgestreut hatten." Zwei Tage später erschien eine Abordnung von sechs Personen vor dem Regierungsvertreter in Valdivia, um an denselben im Namen der Angekommenen und der Kolonisationsgesellschaften 18 Fragen zu richten, welche jenen sofort erkennen ließ, daß er es hier nicht mit dem Abschaum der europäischen Gesellschaft, sondern mit stolzen Männern voll Selbstgefühl zu thun habe, welche geachtete, tüchtige Bürger des neuen Staates werden wollten. Die Fragen bewegten sich um folgende Punkte, ob und wann der Eingewanderte volles chilenisches Bürgerrecht (auch Wahlrecht, Eintritt in die Bürgerwehr 2c.) erwerben könne? Ob die Nichtkatholiken rechtsgiltige Ehen schließen könnten? ob ihre Kinder nach katholischem Ritus getauft werden müßten? Ob sie Gemeinden mit eigener (niederer) Gerichtsbarkeit bilden könnten? Ob und zu welchen Preisen sie Ländereien, staatliche oder private, erwerben könnte? Ob die Regierung Ländereien für 1000 Familien zur Verfügung zu stellen in der Lage sei?"

Obwohl er zunächst befriedigende Auskunft zu geben wußte, geriet der Kommissär doch allmählich in eine verzweifelte Lage, zumal da er aus der ganzen Unterredung den wichtigen Erfahrungssatz ableitete: „Wenn dem Ackerbaukolonisten die Möglichkeit fehlt, sofort Landeigentümer zu werden, fehlt ihm sozusagen alles!" Und jetzt wie weit waren

er und jene Männer von jener Möglichkeit entfernt, da im Moment kein Regierungsland verfügbar war, um die Versprechungen zu erfüllen!

Endlich befreite das hochherzige Vorgehen eines edlen Mannes beide Teile aus der unerträglichen Lage.

Der Oberst Benj. Viel, ein tüchtiger Militär aus der Schule Napoleons I, der an dem chilenischen Befreiungskriege (1810—18) teilgenommen hatte, befand sich damals als Militärkommandant der Provinz in Valdivia. Dieser hatte vor kurzem, um die Zukunft seiner Kinder zu sichern und sich selbst ein sorgenfreies Alter zu verschaffen, um billigen Preis von der Stadtbehörde die Valdivia gegenüberliegende Insel Tejas erworben. Als er hörte, was vorging, und in welcher Verlegenheit sich die Regierung befinde, trat er sofort der Stadt sein Eigentumsrecht an der Insel ab und setzte dadurch die Regierung in den Stand, ihre Versprechungen, wenigstens den ersten Ankömmlingen gegenüber, zu erfüllen.

Der Stadtrat teilte die äußerst günstig gelegene Insel von 4,8 km Breite in 50 Parzellen und überließ sie einzelnen Familien (z. B. an C. Anwandter 4) gegen eine jährliche Rente, die nicht einmal den Erlös der Aepfelernte (von den wilden Apfelbäumen) erreichte. Ein Teil der angekommenen Kolonisten ging weiter nach dem Norden (nach Valparaise); andere gründeten kaufmännische Geschäfte oder ließen sich als Handwerker nieder. So waren alle, obwohl die beabsichtigte Kolonisation der Kindermannschen Ländereien gescheitert war, glücklich untergebracht, zumal da die Regierung durch ihren Kommissär Vicente Perez-Rosales, den C. Anwandter als einen „gebildeten, kenntnisreichen und wohlwollenden Mann“ bezeichnet, sich ihrer mit größter Zuvorkommenheit annahm. Sie überließ ihnen das wenige Land (gegen 600 Cuadras), über das sie in der Provinz Valdivia zunächst verfügen konnten, die Cuadra (etwa $1^1/_2$ ha) zu $^3/_1$ bis $1^1/_2$ Peso = (3—6 ℳ) gewährte völlige Abgabenfreiheit auf 20 Jahre und unterstützte die Aermeren durch Vorschüsse an Geld und nutzbaren Gegenständen.

„Mit der Kolonisation der Insel Teja waren — wie sich Vic. Perez ausdrückt — zwei unschätzbare Vorteile gewonnen: 1) die moralische und wirtschaftliche Rückwirkung, welche das Beispiel deutscher Rührigkeit, Arbeit und Geschicklichkeit auf die apatische, faule und gleichgültige Bevölkerung von Valdivia ausüben mußte; 2) daß die kommenden Einwanderer unmittelbar am Ausschiffungshafen einen sicheren Stützpunkt fanden und jene herzliche Aufnahme, welche Landsleute in der Fremde, wo Sprache, Gesetze und Sitten verschieden, sich gegenseitig gewähren.“ —

Kaum aber war die Barke „Herrmann“ abgefahren, so bemächtigte sich der Bewohner von Valdivia wieder ein leidenschaftlicher Spekulationsgeist. Ländereien, welche vorher als unbestellbar herrenlos dalagen oder kaum zu 1 ℳ. die Cuadra Käufer fanden, wurden jetzt ums 200 fache im Preise gesteigert; städtische Bauplätze wurden überhaupt nicht abgegeben. Daher war für die 102 Ankömmlinge mit der „Susanna“ und für die mit St. Pauli, Adolf und anderen Schiffen guter Rat teuer.

Der unermüdliche Kommissär, der gar wohl den hohen Wert derartiger Einwanderer für Valdivia und Chile begriff, — er nannte sie den „freundlichen Besuch, den die Bildung, die Kunstfertigkeit und der Wohlstand Europas der Provinz abstatteten, um sie aus ihrer bisherigen Unkultur emporzuheben" — begab sich nun von einigen kühnen, deutschen Pionieren (darunter der Ingenieur Wilh. Frick) und mehreren Söhnen der Wildnis begleitet, ins Innere, um Ländereien für die neuen Ansiedler ausfindig zu machen. Schon in Union, einem ärmlichen Dörfchen im Süden von Valdivia, trafen sie freies Land in Ueberfluß, das aber wegen Mangel an Wegen nicht vorteilhaft genug schien. Sie setzten ihre Reise über den Rio Bueno oder Trumag fort nach Osorno. Allein auch die in dessen Umgebung vorgefundenen Staatsländereien, auf welche in dem weltabgeschiedenen Flecken noch niemand Anspruch erhob, schienen der nötigen Geschlossenheit und Ausdehnung für eine Kolonisation im größeren Stile, sowie einer günstigen Verbindung zu entbehren. Unerschrocken drangen daher die kühnen Landsucher in den dichten Urwald ein, wo nur das Messer des Indianers einen schmalen Fußpfad zu öffnen vermochte. Vergebens suchten die viel verschlungenen Wurzeln, die dornigen Sträucher, die hohen Quilagräser, die üppigen Schlinggewächse und der sumpfige Boden die mutigen Eindringlinge abzuhalten. Endlich arbeiteten sie sich doch aus dem Dunkel des Urwalds zu dem lichtvollen herrlichen Lanquihue-See durch. Sofort kam ihnen der Gedanke, daß die Ufer dieses Sees, wo fruchtbarer Boden im Ueberfluß der Arbeit des Bebauers harrte, der rechte Ort für die Ansiedlung fleißiger, unabhängiger Männer sei. Daher setzten sie trotz aller Mühen und Entbehrungen ihre Forschungsreise fort. Pichi-Juan, ein ortskundiger Indianer, dessen Namen heute einer jener vulkanischen Kegel verewigt, brachte ihnen Haselnüsse in Menge und Honigwaben der einheimischen großen Biene. Am nächsten Morgen richteten sie einen hohlen Baumstamm zum Fahrzeug her und vertrauten sich damit dem gerade sehr ruhigen Wasser an. Allein schon vor Ablauf des Tages wurden sie belehrt, wie waghalsig es sei, in solch mangelhaftem Fahrzeug den mächtigen See durchmessen zu wollen. Ein heftiger Nordwind warf sie bald an die Küste, wo sie, ganz durchnäßt, auf Blättern und Steinen die Nacht zubringen mußten. Sie gaben daher diese Entdeckungsfahrten auf und kehrten über Osorno nach Valdivia zurück. Zuvor erhielten die Indianern Auftrag, die Wälder zwischen Osorno, dem Hochgebirge und dem See in Brand zu stecken, was diese mit Freuden, wenn auch unter Lebensgefahr drei Monde lang ausführten. So gewann man neue fruchtbare Ländereien und einen bequemeren Zugang zum See. Auch in nächster Nähe von Osorno und Union wurden Staatsländereien verteilt und dadurch zwei wichtige Colonisationszentren gewonnen.

Eine zweite Forschungsreise nach dem und um den seit dem Waldbrand zugänglicheren Llanquihuesee ließ erkennen, daß man an seinen

Gestaden jenes von Philippi und der kolonisationsfreundlichen Regierung gesuchte Goldland (el Dorado) für Ackerbauansiedlungen im großen Stile gefunden habe (gegen 200 spanische □ Meilen). Allein nun galt es noch die wichtige Frage zu lösen, ob und wie diese Ländereien mit dem Meer und einem sicheren Hafen in Verbindung gebracht werden könnten. „Eine Kolonie kann nur von außen nach innen sich entwickeln. Den Einwanderer ins Innere zu verweisen ohne Anknüpfung an einen Hafenplatz heißt auch auf dem fruchtbarsten Boden seine Bemühungen vereiteln."

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, beauftragte der rührige Kommissär den Kommandanten einer alten Kriegsbarke, die Gewässer im Süden dieser Gebiete aufs gewissenhafteste zu durchforschen. Bald konnte dieser die für das Gedeihen des Kolonisationswerkes höchst günstige Thatsache melden, daß jene Kanäle für die größten Seeschiffe zugänglich seien und daß ein herrlicher Golf mit einem vorzüglichen windgeschützten Hafen sich tief ins Land hinein erstrecke. Es war dies der Golf von Reloncavi, dessen Nordende, wie sich später herausstellte, nur 20 km vom Süduser des Llanquihuesees entfernt war.

Es war gut, daß diese mit lautem Jubel aufgenommene Nachricht die Gemüter der eingewanderten Deutschen wieder hob; denn sie waren durch verschiedene Vorfälle arg niedergedrückt worden. Eines Tages erhielt der Kommissär folgende alarmierende Zeilen:

Ew. Hochwohlgeboren: (Alto nacido!) „Wenn alle Chilenen wären wie sie, wäre Valdivia für uns ein wahres Paradies. Leider ist dem nicht so. In Union schändet man unsere Frauen; in Valdivia ermordet man uns und in Osorno haben nicht einmal die Toten im Grabe Ruhe, denn sie werden den Hunden zum Fraße vorgeworfen!" Große Bestürzung bemächtigte sich des Regierungsvertreters; er dachte sofort daran, wie sehr solche — ohne Zweifel übertriebene — Schreckensbotschaften, wenn sie in solcher Aufbauschung in die alte Heimat gelangten, den Fortgang der Kolonisation hemmen müßten. Er griff daher zu folgender List. Er ließ bekannt machen, es sei Gelegenheit zu direktem Postverkehr mit Hamburg gegeben; man möge ihm an einem Tage alle Briefe nach Deutschland einhändigen. Dies geschah und Papa Rosalez, so wurde er von den Kolonisten genannt, erhielt von seinen „Söhnen" ein stattliches Packet Briefe, die er aber sorgfältig in seine Kommode einschloß. Dann ließ er die Klagepunkte aufs sorgfältigste untersuchen. Der Tagelöhner, der einen jüngeren Deutschen, um ihn seines unvorsichtig ausgebreiteten Reichtums zu berauben, erschlagen hatte, wurde sofort gehenkt; ebenso wie die Indianer, welche die Leiche eines Deutschen ausgegraben hatten, um ihm den goldenen Ehering vom Finger zu ziehen. Mitten in dieses prompte Justizverfahren kamen die guten Nachrichten aus dem Süden. Die Hoffnung von der Zuweisung reicher Ländereien in der Nähe der Küste belebte die Gemüter. Diesen Moment benützte Papa Rosalez, um

bekannt zu geben: es gehe wieder eine direkte Post nach Hamburg. Dutzende von Freudenbriefen liefen ein, in welcher Verwandte und Bekannte zur Uebersiedlung aufgefordert wurden. Der kluge Kommissär holte nun das große Packet aus seiner Kommode und sandte es gleichzeitig mit dem letzten ab, damit so die guten Nachrichten die schlechten wieder ausglichen, „damit die Hallelujah- mit den Jammerbriefen zugleich ankämen".

Solches Verfahren eines klugen, wohlmeinenden Papa Rosalez wäre auch heutzutage vielfach zur Erleichterung und Förderung der Kolonisationsarbeit am Platz. Denn auf höheren Zivilisationsstufen droht dieser erhebliche Gefahr von der übergroßen Empfindlichkeit, von dem allzugroßen Mitleid mit sich selbst und anderen, von der leiblichen und seelischen Verweichlichung, welche die Tüchtigkeit und Ausdauer, die Leistungs- und Tragkraft der jüngeren Kolonisten erheblich verringert. Ohne Opfer und Wagnisse, ohne Mühen und Ertragen ist kein Kolonisationswerk möglich, Allein dieser Helden- und Duldersinn, der allein zu erfolgreichem Kolonisieren befähigt, wird in den jüngeren Generationen immer seltener. Das sah man bei der vor wenigen Jahren eingeleiteten Kolonisation von Chiloe, deren Schwierigkeiten bei weitem nicht an diejenigen von Llanquihue heranreichten. Allein die deutschen Ansiedler hatten leider Gelegenheit, ihre Jammer- und Entrüstungsbriefe über vermeintliche oder wirkliche Ungerechtigkeit nicht nur sofort in die Heimat zu schicken, von wo sie schon nach 2—3 Monaten als verstärktes Echo zurückkamen, sondern, was noch schlimmer wirkte, diese Klagen fanden sofort Aufnahme und Beistimmung in den deutschen Zeitungen von Puerto Montt, Valdivia und Valparaiso. Dadurch wurden die Gefühle der Unzufriedenheit und ihre Veranlassung naturgemäß so gesteigert, daß die deutschen Kolonisten schon nach einem Jahr ihren Posten verließen und in die bequemeren Verhältnisse des südlichen und mittleren Chile übersiedelten.

Wahrlich, wenn es seiner Zeit solch prompten Brief- und Zeitungsverkehr gegeben hätte, wäre weder Nordamerika, noch Australien, weder Sibirien noch Afrika besiedelt worden, hätten auch unsere Landsleute in Chile nicht das geleistet und ertragen, was heute die Bewunderung der Söhne und Hörer, aber auch den Stolz und die Freude der Väter und Erzähler ausmacht! Olim meminisse juvabit, das bewährte sich auch hier als natürlicher Lohn echten Heldentums. Es waren in der That harte, tapfere Männer und Frauen, jene ersten Ansiedler von Llanquihue, von denen ein unparteiischer Augenzeuge mit Bewunderung rühmen konnte: „Reich an Entbehrungen und von Tag zu Tag dem unwirtlichen Klima preisgegeben, das erst die allmähliche Rodung der Wälder mildern konnte, waren diese ersten deutschen Kolonisten ein leuchtendes Beispiel dafür, was der Mensch im Kampfe mit der Natur vermag, wenn ihm die Hoffnung auf die Zukunft beisteht und ihn die beiden natürlichen Begleiterinnen derselben aufrecht halten: die Arbeit und die Selbstverleugnung!"

Die Besiedelung von Llanquihue. (Puerto Montt.)

Folgen wir unserem Gewährsmann noch in seiner Erzählung der von ihm selbst geleiteten Besiedelung von Llanquihue, sowie der Gründung von Puerto Montt und der Seekolonie!

Zu Ende des Jahres 1852 brach Papa Rosalez mit den deutschen Einwanderern, welche in den feuchten Kasematten der festen Schlösser von Corral untergebracht worden waren und mit neuangekommenen — es waren im ganzen 212; darunter 44 Ehepaare mit 103 Kindern und 22 Unverheiratete — auf, um zur See nach dem Orte ihrer Bestimmung zu gelangen. In Ancùd, der Hauptstadt der Insel Chiloe wurden alle mit echt chilenischer Gastfreundschaft aufs reichlichste bewirtet. Erfrischt und gestärkt an Leib und Seele, kamen sie am folgenden Tage am Nordende des Golfes von Reloncaví an. Aber wie trostlos sah es aus, dieses Land der Verheißung, wo man kaum den Fuß auf trockenen Boden setzen konnte! Der dichteste Urwald mit seinen Baumriesen und Schlinggewächsen, die keinen Sonnenblick durchließen, mit seinem ewig feuchten, morastigen Boden, den zahlreiche faulende Stämme, Wurzeln und Aeste unpassierbar machten, reichte überall bis hart an die Küste heran. Es schien unmöglich, hier einen Morgen Land urbar zu machen, wo selbst das Feuer seine Macht verlor. 16 Jahre vorher (1836) hatte eine englische Expedition unter Fitzroy, welche auf den Schiffen Beagle und Adventure jener Küste sich näherte, sich über dies unwirtliche düstere Land also geäußert: „Jeder Fuß breit Landes gleicht einem wassergesüllten Schwamm. Kaum 10 Tage im Jahr mögen frei von Sturm und Regen sein. Man kann in Wahrheit sagen, daß in diesem ganzen südlichen Chile kaum ein Punkt sich befindet, wo ein civilisierter Mensch sich niederlassen könnte!"

Jetzt setzten 200 Deutsche ihren Fuß an diese Küste, begierig, zu den ihnen zugewiesenen Ländereien zu gelangen. Kaum waren die ersten kühnen Pioniere, welche mit Axt und Messer sich bis zum See durchgearbeitet hatten, zurückgekehrt, so verlangten die übrigen stürmisch, ihnen folgen zu dürfen. Der Kommissär bahnte sich mit 32 beherzten Männern, einer dicht hinter dem andern, einen Pfad durch das Urwaldsdickicht, der mehr einem unterirdischen Kanal als einem Waldweg glich. Aber trotz der größten Vorsicht, obwohl man alle 5 Minuten einander bei Namen rief, bemerkten sie mit größtem Entsetzen, daß schon nach einer halben Stunde 2 Familienväter (Lincke und Wehle) sich verloren hatten. Rufe, Flintenschüsse, alles Suchen durch Landleute und Indianer, sogar das Abfeuern der Kanone des „Meteor" war vergebens; die beiden blieben für immer verschwunden. Sie zahlten mit dem Leben den Zoll an der Eingangspforte zu einer gesegneten Zukunft ihrer Kinder. —

Aber die Natur war nicht der einzige und schlimmste Feind, der dem Emporblühen der jungen Kolonie entgegenstand. Die spärlichen

Bewohner und Behörden der Nachbarprovinzen hemmten in kurzsichtigem Haß jeden Schritt des Kommissärs zu Gunsten seines Kolonisationswerkes. Gemeinste Gewinnsucht wollte auch diese vorher unbekannten Ländereien als Eigentum ansprechen. Zeitungsschreiber, welche keine Ahnung von der Lage und den Zuständen dieser Gegenden hatten, beschäftigten sich um so eifriger damit, natürlich nur um der Regierung Vorwürfe zu machen und noch ehe der erste Spatenstich geschah, zu fragen: Was nützt dem Lande diese Kolonie?" „Sie schalten das Wickelkind, weil es die Milch noch nicht bezahlen konnte, die es trank." Auch „der schwarze Fanatismus, der Sohn der Unwissenheit, der zur Schande der Menschheit in unserem Jahrhundert noch sich regt, erhob sich. Dieser unversöhnliche Feind des Fortschritts und alles Göttlichen, was das Menschenherz in sich schließt, bedachte sich nicht lange, feindselig gegen die Kolonie vorzugehen". Er fand seine Helfershelfer diesmal in sehr hohen Kreisen: einmal im Justizminister, der auf die Klage eines neidischen Pfarrers hin befahl, daß man die schon an die Deutschen verteilten Ländereien einer ehemaligen Missionsstation (Coyunco) bei Valdivia der Kirche wieder zurückgeben solle. Mehr Erfolg als dieser unkluge Befehl, den der Kommissär einfach überhörte, hatte der Angriff, der von der höchsten Pflegestätte des Wissens und der Bildung ausging. Ein Dekan der Universität veranlaßte seine Herrn Kollegen dazu, eine Klageschrift an das Ministerium einzureichen, worin es unter anderem hieß, die protestantische Einwanderung gewinne immer mehr Boden und untergrabe die Moralität; am St. Johannistage habe der freimaurerische Kommissär mit seinen gottlosen Schützlingen die Kirche durch schauderhafte Orgien entweiht. Darum fürchteten sich die „guten" Bürger mit Recht vor der Ausbreitung der Kolonie u. s. w.

Zum Glück blieben der Präsident M. Montt und sein Minister Varas fest und so konnte das Kolonisationswerk seinen Fortgang nehmen. Aber jene „schwarzen" Angriffe ruhten nicht; sie erreichten bald, daß nur noch katholische Deutsche zur Ansiedlung zugelassen werden durften, und daß endlich die verhaßten „Deutschen" überhaupt ferngehalten werden sollten.

Am 12. Februar 1853 wurde Puerto Montt gegründet und bald darauf wurden sowohl auf dem Wege nach dem See, als auch um den See herum, sowie in Chamisa, einem geographisch höchst merkwürdigen Längsthale an der sogenannten Boca de Reloncavi, Ländereien von je 5 Cuadras Front und 20 oder 10 Cuadras Tiefe an die Kolonisten verteilt, so daß in kurzem 185 deutsche Bauerngüter hier entstanden.

Die ersten Jahre waren außerordentlich schwer für die junge Kolonie. Kaum waren die höchst schwierigen Rodungsarbeiten wenigstens zur Gewinnung für ein kleines Stück Ackerland gediehen, so vernichtete der nasse und strenge Winter 1853 und 1854 die Saaten durch Fäulnis, so daß die Ansiedler Hungers gestorben wären, wenn ihnen nicht die

Regierung Kartoffeln und Saatgetreide aus dem Norden geschickt hätte. 1855 kam eine Heuschreckenplage über die Saatfelder und vernichtete den ganzen Ertrag. Aber nachdem die junge Kolonie mit Mut und Ausdauer diese schwersten Anfangsjahre überstanden hatte, gedieh sie zusehends.

Perez Rosalez, der von September 1855 bis Ende 1860 in Europa, besonders in Hamburg für die Gewinnung deutscher Auswanderer thätig gewesen war, schildert mit ersichtlicher Freude und wärmster Teilnahme, in welch gedeihlichem, fortgeschrittenem Zustand er die Kolonie 1861 traf; er ist des höchsten Lobes voll darüber, was dieses Häuflein Einwanderer — es waren bis 1860 kaum tausend einschließlich der Frauen und Kinder — in sechs Jahren geleistet hatte. Namentlich über das Aufblühen Puerto Montts, das er mit gerechtem Stolze auf seine eigene Gründung eine „natürliche" d. i. durch ihre Lage geschaffene Stadt nennt, ist er hoch entzückt. Die Bürger Puerto Montts hatten zuerst in ganz Chile ihren Marktplatz mit Bäumen und Blumen geschmückt und ihn so in einen wahren Garten verwandelt. Dadurch wurde die jüngste und südlichste Stadt der Republik zum Vorbild für alle übrigen.

1861 hatte das Städtchen erst 2500 Einwohner, trotzdem besaß es vier Schulen, zwei staatliche und zwei private, einen „Liederkranz" mit Orchester, eine freiwillige Feuerwehr und die reichste Departementsbibliothek der ganzen Republik, die sich zugleich des besten Besuches erfreute. Während die große Nationalbibliothek zu Santiago damals kaum 8—10 % der Bevölkerung pro Jahr als Leser zählte, hatte diejenige zu Puerto Montt 2123 Leser d. i. 80—90 %. (Natürlich sind in beiden Fällen ein und dieselben Personen wiederholt gezählt.)

Wohlthuend hob sich Puerto Montt von den übrigen Städtchen der Republik durch seine Reinlichkeit ab: „die schmucken Holzhäuser mit ihren hellen Fensterscheiben, fast alle mit Blumenstöcken geziert, finden nirgends ihresgleichen; das reiche, saubere Meublement, sowie die wohlgepflegten Gärtchen machen sie innen und außen zu behaglichen Wohnstätten." Besonders hebt der Gründer die rührige landwirtschaftliche und gewerbliche Thätigkeit in der Stadt- und in der Seekolonie hervor. Sechs Getreide- und vier Sägmühlen, Gerbereien, Brennereien, Brauereien, Bäckereien, Webereien und Korbflechtereien waren überall in flottem Betrieb. Die Bettelei, in den spanischen Städten sehr im Schwunge, wurde hier wie ein Verbrechen verfolgt. Flachs und Rüben wurden in der Seekolonie eifrig gebaut und das Lein- und Rüböl schon nach Valparaiso ausgeführt. Die Gerstenkörner wurden zu der den Einheimischen noch unbekannten Nollgerste verarbeitet, der Flachs zur feinsten Leinwand. Schon i. J. 1858 konnte die Kolonie ihren eigenen Bedarf an Landesprodukten decken. Trotz des Mangels an Tagelöhnern waren 1861 schon 1444 Cuadras Land kultiviert. Bald nahm auch die Bienenzucht einen großen Aufschwung. Die Gewinnung kostbarer Nutzhölzer,

namentlich des rötlichen, fast unverwüstlichen Alercebaumes, hatte schon früher die Bewohner der benachbarten Inseln hiehergelockt, geriet aber bald ganz in die Hände der Deutschen. (1861 wurde für 284,000 Dollar, d. i. gegen 1 Million Mark Nutzholz ausgeführt.)

„Eine Handvoll Kolonisten, in jene vorher unbekannten und verrufenen Küsten zerstreut, hatte in wenigen Jahren Wunder gewirkt. Unter diesen Söhnen der Arbeit, der Hingabe und Ausdauer hörte man niemals ein Wort der Mutlosigkeit trotz der Mühen und Gefahren, mit denen sie seit dem Tage zu kämpfen hatten, wo sie ihren Fuß in dieses Land setzten." 1863 berichtete der Kommissär an das Ministerium: „Die Ansiedler haben Not, Hunger und Arbeit glücklich bestanden ohne zu verzagen. Das Beste läßt sich hoffen nach der harten Probe, welcher ihre Ausdauer und ihr Glaube unterworfen worden war. Mit solchen Persönlichkeiten ist eine glückliche Zukunft der Kolonie ein für allemal gesichert! In kurzem wird diese Niederlassung die Perle des Südens der Republik bilden!" [1])

Auch von der „Demoralisierung" der einheimischen Bevölkerung, welche die schwarzen Fanatiker von den deutschen Ketzern befürchteten, war nichts zu merken. Ganz im Gegenteil: Bettel und Diebstahl verschwanden; die Südprovinzen waren die ersten und einzigen der ganzen Republik, wo man keine Eisenstäbe vor den Fenstern brauchte, um sein Eigentum zu schützen. Die Einheimischen, die früher auf den tiefsten Stufen der Civilisation gelebt hatten, lernten Arbeitsamkeit, Ordnung und Sauberkeit.

„Nichts ist augenscheinlicher, — schrieb 1866 der höchste Beamte der Provinz Valdivia an den Minister des Innern, — als der Umschwung, den die deutschen Einwanderer (obwohl es seit 1859 leider nur 405 Männer über 15 Jahre waren) in meiner Provinz hervorgebracht haben. Jene wenigen Personen haben genügt, um in kurzen Jahren eine höchst bemerkenswerte Hebung der Gewerbe- und Handelsthätigkeit sowie des Komforts zu bewirken. Getreide und Fleisch, die früher eingeführt werden mußten, werden jetzt schon ausgeführt. Die Gerbereien wurden von ihnen erst gegründet und schon werden ihre Produkte nach Europa verkauft. Durch zahlreiche Gewerbszweige tragen sie zum Fortschritt und Wohlstand der Provinz das Meiste bei."

„Diese wenigen Missionäre des Fleißes und der Arbeit haben durch ihr Beispiel und ihren Verkehr einen solchen Wechsel in den Sitten und der Lebenshaltung ihrer chilenischen Nachbarn hervorgebracht, daß selbst die heftigsten Feinde der Kolonie verstummen mußten. Die Abgelegenheit und der vollständige Mangel an Anregung und an höheren Bedürf-

[1]) „Sieben Jahre später — setzt unser Gewährsmann hinzu — hat der alte Chilene, der diese Zeilen schreibt, mit der reinen Freude des Vaterlandsfreundes seine Prophezeiung erfüllt gesehen!!"

nissen hatte die Bewohner an Müssiggang und Laster und ihre Folgen gewöhnt."[1])

„Die Hütte jeder Familie bestand gewöhnlich aus einem elenden Raum, in dessen Mitte auf dem Boden die Feuerstelle war. Wuchsen zufällig einige wilde Apfelbäume in der Nähe, so fügte man diesen Raum, der, wie man sieht, Küche, Eß- und Schlafzimmer zu gleicher Zeit war, noch einen zweiten hinzu, in dem man einige Fässer und mehrere ausgehöhlte Baumstämme zum Zerquetschen der Aepfel und der Zubereitung des Apfelmostes aufbewahrte. Hinter diesen Hütten befand sich stets ein kleines Stückchen bebautes Land, auf welchem die Frau mit Hilfe einiger am Feuer gehärteten Stöcke, die als Spaten und Pflugschaar dienen mußten, Kartoffeln und habas (Saubohnen) baute, die einzigen ihnen bekannten Feldfrüchte. Von der Thüre der Hütten aus bemerkte man nach dem Strande zu kleine Umzäunungen aus Stein und Gezweig gebildet, halb unter Wasser, damit bei hoher Flut die Fische, die der Zufall an jenen Ort führte, sich darin fingen. Diese, sowie die unzählige Menge kleiner ausgezeichneter Seetiere bildeten mit der Kartoffel und der Saubohne den Inhalt ihrer Speisekammern.

Auch die Art und Weise, diese Gerichte zuzubereiten, war noch ganz indianisch. In ein in die Erde gegrabenes und mit erhitzten Steinen gefülltes Loch brachte man die Seetiere (mariscos), den Fisch, auch Fleisch, so man hatte, den Käse und die Kartoffeln, worauf man alles mit großen Blättern und Erde bedeckte, um das Entweichen des Dampfes zu verhindern. Eine Viertelstunde darauf konnte man dann die ganze Familie in der unvermeidlichen Gesellschaft von Hunden und Schweinen um jenes rauchende Füllhorn des Ueberflusses herumsitzen sehen, in das jeder mit der Hand hineinlangte, sich dazwischen die Finger blasend, wenn die Geschichte gar zu heiß war. Bei einbrechender Dunkelheit legte sich dann alles, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Gäste, Hunde und Schweine um die Feuerstelle und schliefen bis zum folgenden Tag, an dem sich die Vorgänge des vergangenen genau wiederholten."

„Durch die Berührung mit den Einwanderern lernten die Ein-

[1]) Anmerk. Ueber das Leben dieser Armen vor der Ankunft der Deutschen berichtet P. Rosalez: „Um seine geringen Bedürfnisse an Kleidung, Mate (Paraguaythee) und Cigarren, sowie das dringendste an Getränk zu befriedigen, gingen die Männer mit ihren Aexten in die Wälder der Küste und blieben so lange, bis sie einen Teil ihrer Schulden an die Kaufleute von Calbuco abverdient hatten. Es gab keinen einzigen Holzhauer, der nicht tief verschuldet war und keinen Kaufmann, der nicht beträchtliche Außenstände hatte. — Endlich noch ein letzter charakteristischer Zug: Dort holte man erst dann die kirchliche Trauung nach, wenn man lange genug zusammengelebt hatte und nun seine Kinder legitimieren wollte — Dies war die Lebenshaltung und Kultur des Chiloten vom Golf von Reloncavi. Wie verschieden ist davon sein gegenwärtiger Zustand!"

heimischen zu ihrem Erstaunen die Vorzüge und Bequemlichkeiten eines civilisierten Lebens kennen, sowie die Güter, welche die Arbeit aus einem an sich reichen, aber vernachlässigten Boden hervorzuzaubern vermag. Kurzum: das Beispiel der Ansiedler war von segensreichstem Einfluß auf die Söhne des Landes und die Kolonie hat nach und nach Hunderte von einheimischen Familien herangezogen, welchen das civilisierte Leben gefällt und welche nach Kräften ihren Gästen, denen sie zuerst gedient haben, nachzuthun streben." Während man zu Beginn der Kolonie kaum für einen Peso (3—4 Mk.) täglich per Boot einige Arbeiter zusammenbringen konnte, betrug 2 Jahre später die Zahl der angesiedelten Chilenen schon 3520 und 10 Jahre später 7—11,000. So hatten die Deutschen den Einheimischen nicht „Brot" genommen, sondern gegeben.

Diesen glücklichen, erfolg- und segensreichen Anfängen der deutschen Kolonisation entsprach leider nicht ihr Fortgang. Vor allem fehlte es an dem lebhaften Zuströmen tüchtiger leistungsfähiger Elemente. Während in den beiden Jahrzehnten 1850—70 nach den Vereinigten Staaten Millionen von Deutschen auswanderten, während damals Süd-Brasilien einen reichlichen Strom deutscher Einwanderer erhielt, schreckte vor allem die weite Entfernung vor der Auswanderung nach Süd-Chile zurück. So hatte der gewandte, kluge Perez Rosalez, als er in den Jahren 1855—60 als Auswanderungsagent in Hamburg sich aufhielt, trotz der günstigen Bedingungen große Mühe, 700 Ansiedler für die neue Kolonie zu gewinnen. Er war äußerst rührig, setzte sich mit Männern der Wissenschaft wie Prof. Wappeus, Pöppig, Freiherr von Bibra in Nürnberg u. a. in Verbindung, beschenkte verschiedene naturwissenschaftliche Sammlungen mit werthvollen Gegenständen, errichtete in vielen deutschen Städten chilenische Konsulate, veröffentlichte und verbreitete ein Buch über Chile und führte einen lebhaften Federkrieg mit den zahlreichen Gegnern, z. B. auch mit der Augsburger Allgemeinen Zeitung. — Da er, wie es scheint, Auftrag hatte, nur „katholische" Deutsche zur Einwanderung zu veranlassen, so setzten sich die späteren Kolonisten hauptsächlich aus Westphalen, Deutschböhmen und Oesterreichisch-Schlesiern zusammen. Welche Folgen dies gerade für die Seekolonie und für Puerto Montt hatte, werden wir später sehen. 1860—69 erfolgte der Zuzug noch spärlicher — im Ganzen nur 258 Personen. — Dann hörte die von der Regierung betriebene Einwanderung ganz auf; die später Ankommenden hatten die Ueberfahrt selbst zu bestreiten, erhielten zwar Grundstücke (chacras), aber eine geringere Geldunterstützung als die früheren, genossen jedoch dafür den Vorteil, nicht mehr in den reinen Urwald, sondern in zum Teil von Landsleuten bewohntes, mit mannigfachen Verkehrsmitteln ausgestattetes Land zu kommen.

„In 17 Jahren also nur 1363 Einwanderer, weniger als die Häfen der Vereinigten Staaten oft an einem Tage empfangen! Es

stimmt höchst traurig, zu sehen, wie ungern und mit welchen Unterbrechungen unsere Oeden jener Strom von Bevölkerung und Reichtum zu befruchten beginnt, der anderwärts Wunder wirkt und der — wir müssen es immer wiederholen — das einzige Mittel ist, um uns rascher zu einer bemerkenswerten Höhe unter den civilisierten Nationen zu erheben."

III. Ein Besuch in Klein-Deutschland (1895).

1. Valdivia.

Im Folgenden wollen wir versuchen, die Eindrücke wiederzugeben, welche ein Besuch in den deutschen Kolonien, Januar—März 1895, in Geist und Gemüt eines an dem Thun und Treiben, dem Leben und Leiden seiner Volksgenossen aufs innigste teilnehmenden Deutschen zurückließ. Man muß, wie wir, vorher fünf Jahre in einer Provinzialstadt des mittleren Chile gelebt haben, um voll und ganz würdigen zu können, was deutscher Fleiß, deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Sauberkeit in jenem Lande erstrebt und erreicht, um einen Maßstab zu gewinnen für die Unterschiede und Vorzüge deutschen Wesens, für die Eigenschaften und Leistungen nordischer Tüchtigkeit.

Da noch keine Eisenbahn die Südprovinzen Chiles mit den zentralen verbindet, bedurfte es dreitägiger Seefahrt, um von dem schönen, aufblühenden Concepcion nach Corral, dem Seehafen von Valdivia, zu gelangen. Als wir von dem hochbordigen englischen Schiffe auf einen schmucken Flußdampfer übersetzten, fühlten wir uns sofort wie verwandelt. Alles um uns her sprach deutsch; in den wettergebräunten Zügen der stattlichen Männer, die mit uns flußaufwärts fuhren, glaubten wir allenthalben bekannte Züge zu entdecken. Eine $2^1/_2$ stündige Fahrt zwischen dunkelm immergrünem Urwald hindurch, der aber bald einzelnen, dann ganzen Reihen sauberer Häuser, sowie größeren gewerblichen Anlagen den Platz räumen mußte, brachte uns nach dem vielgerühmten Valdivia, wo wir vier Wochen zu verbleiben gedachten.

Valdivia ist das Industrie- und Handelszentrum von Klein-Deutschland, das wie ein umsichtiges lebhaftes Auge den Verkehr zwischen Innen- und Außenwelt vermittelt. Es liegt auf einer Anhöhe, von der Insel Tejas durch den Valdiviafluß getrennt, der weiter oberhalb in ein wahres Labyrinth von Stromläufen sich auflöst; diese alle, von der aufsteigenden Flut angeschwellt, dienen als Verbindungsstraßen nach dem Innern. An sich noch eine kleine Stadt von 7—8000 Einwohnern, darunter vielleicht $^1/_3$ Deutsche, unterscheidet sich Valdivia doch wesentlich von ähnlichen Städtchen der alten Heimat. Da ist überall ein Zug ins Große und Weite bemerkbar, grundverschieden von dem engen Spießbürgersinn einer deutschen Kleinstadt. Die Ahnung einer bedeutenden

Zukunft, das Gefühl unbegrenzter Ausdehnungsfähigkeit reizt die Betriebsamkeit und Unternehmungslust, beide ungehemmt durch den Druck einer langen, kleinlichen Vergangenheit.

Schon der Anblick der geschäftigen Flußdampfer, welche, 20—25 an Zahl, beständig unterwegs sind, zeugt von regstem Leben und Treiben. Wöchentlich zweimal kommen die größeren Seedampfer der beiden Handelsgesellschaften den Fluß herauf, um Valdivias Erzeugnisse nach allen Küstenplätzen Chiles und Perus zu verfrachten, während sich der Warenaustausch mit Europa in dem nahen Corral abspielt. Zwei große Bankinstitute, wo Wechsel auf alle europäischen Länder ausgestellt werden, geben Zeugnis von dem Umsatz Valdivias im Welthandel. Solche Handelsbedeutung[1]) ist nur möglich auf Grund einer hervorragenden Industriethätigkeit. Von den Exportindustrien Valdivias sind zu nennen: Die Brauerei der Gebrüder Anwandter, welche, aus kleinsten Anfängen hervorgegangen, jetzt mit einer großen Eisfabrik verbunden, jährlich gegen 9 Millionen Liter Bier produziert und ihren geschätzten Stoff bis nach Iquique-Tacna ausführt. Gleichfalls auf der Insel Tejas befinden sich die großartigen Etablissements der Firma A. Thater, welche Branntweinbrennerei, Exportschlächterei, die sowohl geräuchertes als getrocknetes (Charqui) Fleisch versendet, Gerberei und Kerzenfabrikation umfassen und jährlich für $1^1/_2$ Millionen Mark produzieren.

Die bedeutendste Großindustrie Valdivias ist die Sohlledersabrikation, die nicht weniger als 18 Gerbereien beschäftigt und für $3^1/_2$ Mill. Mark Leder ausführt. Eine dieser Gerbereien (Chr. Rudloff Söhne) steht in Verbindung mit einer großartigen ausgedehnten Schuhfabrik, die, mit den besten nordamerikanischen Maschinen ausgestattet, ihre Erzeugnisse weithin absetzt.[2])

Das Aufblühen der Gerberei hier und in den übrigen deutschen Niederlassungen Süd-Chiles, wurde begünstigt durch das vorzügliche Material, welches der Urwald in seinen Lingue- und Ulmo-Bäumen liefert und das auch als konzentrierte Gerbsäure verschickt wird. Mit dem Export von Charqui-, Schinken und Wurstwaren, welche von den Deutschen in Mittel- und Nordchile immer mehr begehrt werden, beschäftigten sich außer Thater noch drei größere Firmen. Auch die Branntweinbrennerei und -destillation wird in unheimlichem Umfange betrieben. Zu den größeren Gewerbebetrieben gehören noch Holz- (7), Getreide- (3) und Oelmühlen (2), Leimsiedereien und Ziegeleien, endlich noch zwei Schiffsbauereien und die großartige Kunstschreinerei von Werkmeister. Aber neben dem umfassenden Fabrikbetrieb behauptet sich rührig der ge-

[1]) Die Gesamthandelsbilanz Valdivias betrug im Jahre 1889 gegen 20 Millionen Mark.

[2]) Besonders interessant war die Herstellung der Riesenstiefel für die Goldwäscher im Feuerland.

werbliche Kleinbetrieb. Schon aus Mangel an Gesellen sieht sich fast jeder Meister genötigt einen größeren oder kleineren Dampfmotor zu gebrauchen, der mit dem Holze des Urwalds geheizt wird, das die kleinen Dampfer täglich aus allen Gegenden des verzweigten Flußgebietes herbeischleppen. Einem Drechslermeister z. B. mußte sein Motor nicht nur bei der Drehbank, sondern zu Zeiten auch bei der Apfelpresse Dienste leisten, so daß er nebenbei auch noch einen ausgedehnten Mosthandel betreiben konnte. —

Die Hauptsehenswürdigkeit, der Stolz Valdivias, ist seine deutsche Schule. Sie wurde von dem um Valdivia hochverdienten Apotheker Anwandter 1858 gegründet und 18 Jahre lang geleitet. Eine deutsche Eiche, 1861 gepflanzt, beschattet heute das Denkmal des 1889 verstorbenen hochherzigen Stifters.

Diese deutsche Schule (Volks- und höhere Bürgerschule), jetzt mit trefflichen aus der Heimat berufenen Lehrkräften unter der Leitung des Direktors Herm. Balde besetzt, ist das festeste Bollwerk gegen den Verlust des Deutschtums in der heranwachsenden Generation. Deutsche Dichtung, deutscher Gesang senken ihre Wurzeln tief in die jungen Herzen; deutsche Sprache und deutsche Geschichte schlingen ein festes Band der Gemeinbürgerschaft um alle Angehörige desselben Gedanken- und Empfindungskreises. An dieser, wie an den übrigen deutschen Schulen in Chile, bewährt es sich, daß von allen Bestrebungen zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande als die wirksamste und segensreichste die Gründung und Unterstützung deutscher Schulen zu betrachten ist. Ein wahrhaft deutscher Reichstag, der über den Partei- und Wirtschaftsinteressen auch zur Höhe nationaler und idealer Gesichtspunkte sich aufzuschwingen vermöchte, müßte ein für allemal eine bedeutende Summe für diese hohe nationale und Kulturaufgabe aussetzen. Die Einzelregierungen aber sollten junge Lehrer wenigstens dadurch zur Uebernahme solcher Mission ermuntern, daß dieselben in den Alters- und Ranglisten fortgeführt würden. Das käme auch der Heimat in hohem Maße zugute; denn die Deutschen, die einige Jahre im Ausland verbracht haben, kehren mit erweitertem Gesichtskreis zurück und mit dem richtigsten Verständnis für nationale und politische Aufgaben. Es gibt für den gebildeten Deutschen mit seinem Hang zum Doktrinären und Kritischen keine bessere Schule als ein paar Jahre Aufenthalt im Ausland. Wer eine gesunde, verständige „öffentliche" Meinung hören will, der muß sie nicht in Volksversammlungen und Redaktionsstuben suchen, sondern bei deutschen Kaufleuten, Lehrern und Handwerkern, die im Ausland die richtige Wertschätzung der heimischen Verhältnisse und einen scharfen Blick für das, was not thut und möglich ist, erworben haben. Die deutsche Schule in Valdivia gewann auch dadurch eine wichtige Kulturbedeutung, daß hier, wie in den deutschen Schulen zu Valparaiso, einsichtige chilenische Staatsmänner den Wert deutscher Bildungs- und Unter-

richtsmethode schätzen lernten und dahin wirkten, an die chilenischen Lehrer- und Lehrerinnenseminare deutsche Lehrkräfte zu berufen und so das ganze Schulwesen in Chile nach deutschem Muster zu gestalten.

Der Pflege der Geselligkeit nicht nur, sondern auch geistiger und nationaler Interessen dient in Valdivia der gleichfalls von C. Anwandter gegründete „Deutsche Verein" mit seiner stattlichen Bibliothek. Ueberhaupt ist das Vereinsleben hier, wie in anderen Städten mit einer zahlreichen deutschen Kolonie, reich entwickelt; Orchester-, Gesangs-, Kegel-, Turn- und Schützenvereine erhalten und fördern deutschen Sinn, leiden aber auch oft an der Schattenseite deutschen Wesens: Uneinigkeit, Klatschsucht und Nörgelei. Unvergeßlich aber wird mir stets bleiben das Schützenfest der Valdivianer Deutschen in Angachillas, wo die froheste, gehobenste Feststimmung mitten in der wundervollen Umgebung die besten Empfindungen deutschen Wesens: Volks- und Naturgefühl zum harmonischen Ausdruck brachte.

Eine Eigentümlichkeit des deutschen Geisteslebens in Valdivia trat darin zu tage, daß die zahlreiche und wohlhabende deutsche Kolonie 30 Jahre lang keine Kirche und keinen Pfarrer aufwies. Der freisinnige Geist der vierziger Jahre hat hier länger als in der alten Heimat fortgelebt; keine politische Reaktion hat hier kirchliche Rechtgläubigkeit zur Knebelung freien Denkens herangezogen. C. Anwandter bestimmte ausdrücklich in seinen Statuten der deutschen Schule, daß hier keine konfessionelle, sondern nur eine edle religiöse und sittliche Erziehung der deutschen Jugend zu teil werden solle. Darum herrschte auch, wie mir ein angesehener Bürger Valdivias versicherte, so lange kein Pfarrer da war, Friede und Eintracht unter den Volksgenossen. Rührige Arbeit und die guten deutschen Bürgertugenden: Ehrbarkeit und echter Familiensinn, erhielten den Sittlichkeitszustand auf einer beneidenswerten Höhe. Jetzt, seitdem ein gewisses Muckertum neuerer Zuwanderer einen eifrigeren kirchlichen Geist hereingebracht hat, ist diese schöne Harmonie vielfach zerstört, Parteiung und Verleumdung sind eingerissen. Die Kirche sucht die Schule unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, was ihr bisher noch nicht gelang. —

Ehe wir von Valdivia und seiner Umgebung Abschied nehmen, möchte ich noch zwei Bilder deutschen Kolonistenlebens einfügen, dasjenige eines deutschen Handwerkers und das eines deutschen Landwirts.

Inmitten so vieler deutscher Landsleute pflegten wir gerne uns nach *bayerischen* Stammesgenossen zu erkundigen. Während Schwaben und Hessen in Chile weitaus am zahlreichsten vertreten sind, findet man Bayern sehr selten, höchstens noch Pfälzer und Franken. So lernten wir in Valdivia einen angesehenen Bürger, Herrn G. W. aus Hersbruck bei Nürnberg, kennen. Er war durch Vermittlung einer Hopfenfirma als Büttner oder Böttcher, in die Bierbrauerei von Anwandter gekommen. Nach 5 Jahren machte er sich selbständig, heiratete eine brave, tüchtige

Frau, eine „Schlesingerin“, und wußte sein Geschäft bald auszudehnen. Allein der Weg zum Glück und Wohlstand wurde ihm durch die schwersten Hindernisse verlegt, die seine Ausdauer und Thatkraft auf eine harte Probe stellten.

Eines Tages brannte ihm sein stattliches wie alle aus Holz gebautes Haus nieder. Kaum hatte er sich von diesem Schlage etwas erholt, so verlor er durch betrügerisches Verfahren seines Geschäftsteilhabers die Hälfte seines Vermögens, durch einen Splitter aus der Kreissäge büßte er ein Auge ein, die Erhaltung des andern verursachte große Kosten an Zeit und Geld, endlich wurde seine ganze Familie (Frau und 10 Kinder) durch Ansteckung von den in chilenischen Kreisen sehr häufigen Blattern befallen, die zwei Kindern das Leben kosteten. Trotz all dieses Mißgeschickes hielt er tapfer aus, und siehe, das Glück half auch diesem Mutigen! Er besitzt jetzt eines der schönsten Häuser an der Landungsstelle der Dampfer nebst ausgedehnter Werkstätte mit Dampfbetrieb, zugleich errichtete er eine Badeanstalt und Wasserreservoir mit Pumpe, welche die Stadt mit Trinkwasser aus dem Flusse versorgt. Dabei half seine Frau wacker mit; obwohl durch ihre zahlreiche Familie und die Badeanstalt sehr in Anspruch genommen, richtete sie auch noch eine Art Garküche für die Schiffsleute ein und mehrte „den Gewinn mit ordnendem Sinn“. So ist es ihnen gelungen nicht nur sich selbst emporzuarbeiten, sondern auch in ihren Kindern tüchtige Vertreter deutscher Art heranzubilden. —

Auf unseren Wanderungen in der Umgebung von Valdivia, die uns innerhalb einer Stunde oft durch die verschiedensten Kulturzonen (Städtisches Gewerbe und Handel, Garten- und Getreidebau, Viehweide, Urwald) führten, gelangten wir auch an den sog. „Roten Berg“, ein prächtiges Landgut, das ein biederer Schwabe aus dem Neckarthal dem Urwald abgerungen hatte.

Welch heimatlichen Eindruck machte das stattliche rings von Blumen- und Obstgärten umgebene Wohnhaus nebst Ställen und Scheuern!

Gemütlich sein Pfeiflein schmauchend, trat uns ein kleiner, rundlicher, trotz seines Alters frisch aussehender Mann entgegen, der uns auf eine Bank im Blumengarten führte und dort behaglich zu erzählen begann. Vor 44 Jahren (1851) war er nach Chile gekommen und hatte sich mit 100 fl. einen Teil seines Anwesens erworben. Anfangs kostete es harte Arbeit, bis er und seine Frau, die auch nur eine geringe Barschaft mitgebracht hatte, sich auf dem eigenen Besitz halten und ihn vergrößern konnten. Abends, wenn die Kinder, deren sie 9 aufgezogen, zur Ruhe gebracht waren, setzten sich die beiden Eltern zusammen, er spinnend, sie strickend, um die nötige Bekleidung für sich und die Ihrigen selbst herzustellen. Jetzt hatte er schon längst keine Schulden mehr, ja sogar Geld auf Zins ausstehen. Die schwerere Arbeit konnte er jetzt den tüchtigen Söhnen und fleißigen Töchtern überlassen; er selbst behielt sich

als „Altenteil“ die Obstbaum- und Bienenzucht vor. In langen Reihen standen die Holzkästen, welche hier als Bienenstöcke dienen und denen er jährlich Honig und Wachs für etwa 2000 *M.* entnehmen kann. Aus dem Obstgarten hatte er vergangenes Jahr 230 Faß Apfelwein geerntet.

Unter dem Plaudern war es beinahe Mittag geworden, und wir konnten uns, da die Sonne hier unterm 40° Breitegrad (wie Neapel) trotz des Seeklimas heftig brannte, nicht zum Heimweg entschließen. Wir ließen uns daher gerne in die kühle, saubere Wohnstube führen, wo uns — der „Rote Berg“ dient häufig für die Valdivianer Deutschen als Ausflugsort — ein prächtiges Mittagsmahl aus frisch geschossenen Wildtauben und grünen Erbsen vorgestellt wurde. Die Wände der Stube schmückten die Bilder des deutschen Kaiser- und württembergischen Königspaares.

Hübsche Handarbeiten zierten Sofa und Kommode; ein Klavier und zahlreiche illustrierte Zeitschriften verrieten, daß man hier trotz der schweren Landarbeit auch an geistigen und musikalischen Genüssen sich erfreute.

Fleiß, Sauberkeit und Ordnung sprach aus dem ganzen Hauswesen und ließ den behäbigen Wohlstand als einen wohlverdienten erkennen. Nach Tisch führte uns die wohlgebildete Tochter im Besitztum umher, und wir konnten es kaum glauben, daß Haus, Garten und Felder nur durch die Arbeit der Familie d. i. hauptsächlich durch die drei noch daheim lebenden Geschwister so in Ordnung gehalten und bestellt wurden. Niemand hätte dem in seinem Ausdruck und Benehmen so gewandten zierlich und geschmackvoll gekleideten Mädchen angesehen, daß es so fleißig in der Feld- und Hauswirtschaft mitarbeitete.

Bei diesem Rundgang, auf welchem wir auch den rüstigen Sohn im Felde trafen, erfuhren wir noch manches von der Geschichte dieses „deutschen Hauses“. Schwerer und langwieriger als der Kampf mit der Natur war für die Eltern der Kampf mit der Schlechtigkeit der Menschen geworden. Kaum hatten sie das erworbene Land gerodet und bebaut, so erstanden von allen Seiten Liebhaber, welche auf diesen oder jenen Teil Anspruch erhoben und die Ansiedler in endlose Prozesse verwickelten. Allein „der wackre Schwabe forcht sich nit“; durch sein unerschütterliches Phlegma und seinen zähen Bauerntrotz verbunden mit angeborener Schlauheit wußte er all diese Kniffe und Pfiffe zu schanden zu machen.

Mit gehobenem Gefühl verließen wir gegen Abend das schöne Stückchen Erde, das unsere wackeren Landsleute der fernen Wildnis abgerungen hatten, und das ihnen einigermaßen Ersatz bietet für die in dankbarem Gedächtnis bewahrte Heimat. —

2. Osorno.

Nach vierwöchentlichem Aufenthalt in dieser Hauptstadt der deutschen Kolonie, wo uns im Verkehr mit deutschen Lehrern und Meistern, beim Besuch von Fabriken und Werkstätten, durch fleißige Einkehr in Familien und Vereinen, endlich durch häufige Wanderungen in der nächsten Umgebung mit ihren stattlichen Landhäusern (z. B. in der Villenstraße Canelos), mit ihren Gärtnereien und Meiereien allenthalben die besten Eigenschaften deutschen Wesens in reichster, rührigster Entfaltung entgegengetreten waren, beschlossen wir (d. h. meine Frau und ich) auch die übrigen bedeutenderen Niederlassungen unserer Landsleute in Südchile kennen zu lernen. Da damals die vor kurzem eröffnete Eisenbahn von Valdivia nach Osorno noch im Bau begriffen war, so ging ich gerne auf den Vorschlag des liebenswürdigen Rektors der deutschen Schule ein, mit ihm zu Pferd bis Osorno zu reisen, während meine Frau per Dampfer nachfolgen sollte. Nach einer unvergleichlich schönen Flußfahrt bis Futa bestiegen wir dort die uns freundlich zur Verfügung gestellten Pferde und ritten zunächst bis Los Ulmos, dem „Dornröschen im Urwald", wie es Herr Rektor Balde in einem Aufsatz nennt, einer einst bedeutenderen Kolonie, die aber jetzt in Schlummer zu sinken droht, da der „Prinz" Verkehr in weitem Umkreis sie umgeht. Von da ging es auf beschwerlichem Wege über den sogen. „Wurzelberg" nach Union, einem aufblühenden Städtchen in fruchtbarer Gegend, wo auch deutscher Gewerbefleiß z. B. in der Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen von Metzger, sowie in großen Brennereien, Mühlen und Gerbereien manche Stätte rühriger, lohnender Thätigkeit gegründet hat.

Nachdem eine Fähre uns über den stattlichen Fluß Rio Bueno, auf dem größere Dampfer von Valdivia aus den Verkehr ins Innere vermitteln, gesetzt hatte, fanden wir gastliche Aufnahme in der Faktorei Trumag. Zwei deutsche Handelshäuser, wegen der häufigen Ueberschwemmungen auf Pfählen erbaut, besorgen hier die Weiterbeförderung der Waren, die meist auf kleineren Flußdampfern nach Osorno gelangen.

Kurz vor Osorno machten wir in einem der größten Gutshöfe der deutschen Kolonie, in dem prächtigen Schillingshofe, aus welchem Herr Rektor Balde einst seine Gattin heimgeführt hatte, Halt. Der alte Schilling, der schon mit den ersten Ansiedlern in den fünfziger Jahren herübergekommen war, sitzt jetzt noch rüstig seine 10—12 Stunden täglich zu Pferd, um in seinen ausgedehnten Besitzungen, die tief ins Gebirge hinein sich erstrecken, nach dem Rechten zu sehen. Er hatte seiner Zeit nicht viel Bargeld mitgebracht, als er in das fremde Land einwanderte, aber einen klugen Kopf, unermüdliche Arbeits- und zähe Willenskraft. Die sorgsame Mutter hatte dem scheidenden Sohne eines jener

gewaltigen Betten mitgegeben, wie man sie heute noch in behaglichen Bauernhäusern findet. Aber der junge Schilling dachte, es sei für ihn noch nicht Zeit, sich weich zu betten, und verhandelte gleich nach seiner Ankunft die überflüssigen Bettstücke gegen ein Paar Ochsen. Damit begab er sich ins Innere, arbeitete fleißig mit seinem Gespann und legte dadurch den Grund zu seinem heutigen Besitzstand, der aus mehreren Quadratmeilen Land, aus tausenden von Rindern und hunderten von Pferden besteht. Er wußte deutsche Bildung wohl zu schätzen; daher schickte er alle seine Söhne und Töchter zu ihrer Ausbildung in die alte Heimat. Daß dabei die praktische Tüchtigkeit nicht gelitten hatte, davon konnte ich mich überzeugen, als ich mit dem ältesten Sohne, der eben auf selbstgezähmten prächtigem Hengste hereingeritten kam, über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie mich eingehend unterhielt. Das Haus selbst ließ gar nichts vermissen, was zu den Bedürfnissen einer gebildeten Bürgersfamilie gehört, und wo vor mehr als 100 Jahren eine Missionsstation der Jesuiten gestanden — daher heißt der Platz noch „Missiones“ — glaubt man jetzt, zumal wenn man der sanften gebildeten Hausfrau begegnet, in ein protestantisches Pfarrhaus eingetreten zu sein. —

Die nahe Stadt Osorno, wegen ihrer günstigen Lage — auf einer von drei Seiten mit Wasser umgebenen Anhöhe — von den Spaniern schon zur Zeit der Eroberung als Militärkolonie gegründet, war 50 Jahre später doch von den freiheitsliebenden Arauko-Indianern eingenommen und zerstört worden. Im vorigen Jahrhundert wurde sie neugegründet, führte aber bis zur Ankunft der ersten Deutschen (1846) in ihrer Abgeschlossenheit ein äußerst dürftiges, träges Dasein.

Auch heute noch (1895) — die Bahnverbindung mit Valdivia wird wohl manches ändern — trägt sie einen ganz anderen Charakter als das intelligente, rührige Valdivia. Sie ist eben ein Landstädtchen. Die frische, freie Seebrise, welche die Köpfe hell und den Willen rege macht, weht nicht mehr so tief ins Land herein. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner, auch der dortigen Deutschen, ist Ackerbau und Viehzucht. Unsere Landsleute haben zwar auch dort bedeutende gewerbliche Anlagen ins Leben gerufen wie die großartige Gerberei von W. Schencke, die jährlich über 10000 Sohlleder für den Export und gegen 1000 Oberleder für den einheimischen Verbrauch produziert, große Brennereien, Brauereien, Tischlereien und eine sehr leistungsfähige Gärtnerei. Auch dem Handel haben namentlich zwei deutsche und eine deutsch-polnische Firma großen Aufschwung verliehen.

Gerade hier auf diesem kolonialen Boden tritt aufs klarste und glänzendste zu tage, was einzelne intelligente und kraftvolle Persönlichkeiten zu leisten, wie sie die gegebenen Verhältnisse — die ja vorher auch schon bestanden — zu benutzen und umzugestalten vermögen. Wie in Valdivia C. Anwandter für die geistige, industrielle und kommerzielle Hebung zunächst der deutschen Kolonie, sodann aber der ganzen Stadt,

ja Provinz Hervorragendes und Dauerndes gewirkt, so ist es in Osorno Herr Heinrich Wiederhold, der unter dem Häuflein rühriger deutscher Kulturpioniere in der ersten Reihe stand. Er hat 1864 ein blühendes Handlungshaus begründet, Fabriken für Trockenfleisch, Stärke- und Seifenproduktion eingerichtet, die Dampfschiffahrt (1870) zwischen Valdivia und Trumag, die wegen der Mündungsbarre des Rio Bueno besonders gefährlich war (4 Dampfer gingen in 5 Jahren verloren), ins Leben gerufen, sowie zu der Dampferverbindung zwischen Trumag und Osorno den Anstoß gegeben; endlich hat er durch Einführung der Bienenzucht eine Quelle des Wohlstands für die ganze Provinz geschaffen; er selbst hatte auf seinem Landgut gegen 600 Bienenstöcke aufgestellt.

Außerdem sind es noch einige Persönlichkeiten, — vor allem der ehrwürdige Senior der Kolonie G. Aubel, der schon 1846 als rüstiger Schmiedegeselle eingewandert, der, unterstützt von seiner trefflichen Frau, zu großem Ansehen und Wohlstand gelangt ist, ferner die Gebrüder Geiße und Matthei, Konsul Kraushaar und Dr. Schürmann — deren Rührigkeit und Opferwilligkeit Stadt und Kolonie ihre eigentliche Förderung verdanken. Sie haben einen „Deutschen Verein", Gesang- und Turnverein, eine deutsche Schule und protest. Kirche, Feuerwehr und Friedhofskasse nicht nur ins Leben gerufen, sondern — was meist noch schwieriger ist — auch am Leben erhalten.

Auch in der deutschen Kolonie Osornos scheint die Schule über der Kirche zu stehen; denn das stattliche Schulgebäude ist mit einem Glockenturme gekrönt, während die protest. Kirche ohne einen solchen sich daneben befindet. Allein dies hat einen anderen Grund. Als die deutschen Ansiedler an dem verödeten Marktplatz Grund und Boden zum Bau von Schule und Kirche erwarben, da wurde ihnen verwehrt, die Kirche mit ihrem Wahrzeichen, dem Glockenturme, auszustatten. Nicht verlegen setzten sie den Turm auf die Schule, so daß er zugleich der danebenstehenden Kirche dient.

Leider ist diese deutsche Kolonie durch konfessionelle Gegensätze vielfach und tiefgehend gespalten; es ist nicht bloß der Gegensatz zwischen freisinnigen und strenggläubigen Protestanten, der trennt, sondern noch mehr derjenige zwischen Protestanten und Katholiken. Dabei kann man hier wie überall im Ausland die betrübende Erfahrung machen, daß unsere katholischen Landsleute, denen nach ihrer ganzen Erziehung natürlich die Kirchengemeinschaft höher steht als die Volksgemeinschaft, sich rascher und leichter an die einheimische katholische Bevölkerung anschließen und schon in der zweiten Generation ihr Deutschtum, damit aber auch bald ihre kulturelle Ueberlegenheit einbüßen.

Ein trauriges Beispiel von konfessionellem und politischem Fanatismus hatte sich im Jahre vor unserer Ankunft in Osorno abgespielt. Da die Deutschen, zumal die protestantischen, zu den angesehensten und wohlhabensten Bürgern zählten, so war es natürlich, daß eine Anzahl

derselben in den Stadtrat, ja gegen Ende der achtziger Jahre Herr Ferd. Matthei sogar zum 1. Bürgermeister (primer alcalde) gewählt wurde. Als nun 1892 in Chile — hauptsächlich auf Betreiben der klerikal-konservativen Partei, die dadurch an Macht zu gewinnen hoffte — die gemeindliche Selbstverwaltung (comuna autónoma) eingeführt wurde, erlangten natürlich diese Ehrenämter mehr Einfluß und Bedeutung, darum wurden sie auch ein begehrenswertes Ziel klerikaler Herrschsucht.

Auch im Jahre 1892 zählte der Stadtrat eine hauptsächlich aus Deutschen bestehende liberale Mehrheit, zum Bürgermeister war ein liberaler, aber katholischer Deutsch-Pole gewählt worden. Diese liberale Stadtverwaltung war dem katholischen Stadtpfarrer ein Dorn im Auge. Er hetzte die unteren Volksklassen, namentlich den katholischen Gesellenverein und die huasos (Kleinbauern) gegen jene auf und da er nicht warten konnte, bis nach vier Jahren die Neuwahlen eine klerikale Mehrheit brachten, schritt er, wie kurz vorher (1891) seine Parteigenossen im großen, zu einer Revolution im kleinen. Eines Nachts ging plötzlich das Geschäftshaus des Bürgermeisters in Flammen auf, wobei nur mit großer Mühe das anstoßende Wohnhaus und andere deutsche Geschäfte gerettet wurden.

Der Stadtpfarrer, selbst von deutscher Abstammung, Namens Bohle, dem als armen Knaben, wie mir Herr Aubel erzählte, die deutsche Kolonie viel Gutes erwiesen hatte, schämte sich nicht, den Gegensatz der Nationalitäten zu loderndem Brande anzufachen und die Einheimischen nicht nur gegen die Ketzer, sondern auch gegen die gringos (Fremden) zu verhetzen. Eines Tages stürmte er mit seinen „Gesellen" das Rathaus, verjagte die liberalen Stadträte und besetzte ihre Stellen sofort mit Anhängern seiner Partei. Nun kam es vor allem darauf an, die Polizeimannschaft zu gewinnen, aber der Polizeipräfekt weigerte sich, seine Stelle niederzulegen oder dem neuen Stadtrat zu gehorchen; da machte man mit ihm kurzen Prozeß und ließ ihn von bewaffneten Banden in Gewahrsam bringen.

Noch war eine gesetzliche Autorität da, welche gegen dieses gewaltsame Verfahren protestierte, der Richter (juez de letras); allein auch dieser wurde gefangen genommen, mit dem Polizeihauptmann auf einen Flußdampfer gebracht und fortgeschafft. Die Aufregung in der Stadt war eine ungeheure. Mehrere Tage waren alle Geschäfte geschlossen, denn die bewaffneten Banden wollten sich nicht mit dem Staatsstreich begnügen, sondern auf eigene Faust die Häuser und Läden, namentlich der Deutschen, plündern. Auch die letzteren hatten sich zu energischem Widerstand bewaffnet und es drohte eine förmliche Schlacht auszubrechen. Da gelang es dem ehrwürdigen Patriarchen, dem von beiden Nationalitäten und Konfessionen hochgeachteten G. Aubel, der mit kühnem Mute

auf der Treppe zum Gemeindehause vor die bewaffneten Massen trat, den Frieden wieder herzustellen.[1])

Erst nach Wochen konnte infolge der großen Entfernungen — damit hatten die Anstifter des Gewaltstreichs gerechnet — eine von der Regierung abgesandte Dragonerabteilung in die Stadt einrücken und die Ruhe aufrecht erhalten. Allein die klerikale Mehrheit im Stadtrat blieb; und es vergingen Monate, bis der streitbare Stadtpfarrer vor seinem Bischof in Concepcion sich zu verantworten hatte, wobei er auf die Fürsprache einflußreicher Freunde hin (darunter angesehene kathol. Deutsche), glimpflich wegkam.

Zwei Jahre später wurde der von der Regierung wieder eingesetzte Richter plötzlich am hellen Tage auf dem Marktplatz ermordet. Der Mörder wurde trotz der Schnelligkeit seines Pferdes ergriffen und zum Tode verurteilt. Kurz vorher gestand er, daß er von dem Pfarrer Bohle zu dieser entsetzlichen That veranlaßt worden sei. Obwohl man dieser Aussage nicht den entsprechenden Wert beimaß, wurde der Pfarrer doch seiner Stelle enthoben und wahrscheinlich in ein Kloster gesteckt.

3. Die Seekolonie.

Aus dem behaglichen Landstädtchen Osorno, das mit seinen langen, geradlinigen, verkehrsarmen Straßen einen ziemlich monotonen Eindruck macht, gelangten wir nach 8stündigem Ritte an den herrlichen Llanquihuesee (nahezu von der Größe des Bodensees), dessen Ufer ringsum von deutschen Kolonien, wenn auch leider nicht in der möglichen und wünschenswerten Anzahl besetzt sind. Nur an drei Punkten haben sich diese Kolonien — sonst meist Einzelhöfe — zu kleinen Ortschaften verdichtet, im Norden Puerto Octal, im Südwesten P. Varas und am Westufer Frutillar; weiter landeinwärts liegt die Niederlassung der österreichischen Schlesier „Neu-Braunau". Zwei Dampfer vermitteln durch regelmäßige Rundfahrten den Personenverkehr und den Warenaustausch.

Trotz der wenig dichten Bevölkerung im ganzen Departement (etwa 2500 Deutsche) herrscht um den See reges Leben und Thätigkeit, am meisten in dem geschäftigen, wohlhabenden Frutillar. Da der Boden für Getreide und Gemüsebau weniger ergiebig ist, so bildet die Hauptbeschäftigung und -einnahmequelle für die Kolonisten die Viehzucht, welche seit dem Entstehen der großen Schlächtereien und Gerbereien gute Preise erzielt. Ein Haupterzeugnis der Kolonie ist die ausgezeichnete Seebutter, die, in eigens gefertigte, saubere 10 kg-Fäßchen verpackt, nach der ganzen chilenischen Küste ausgeführt wird (jährl. im Wert um etwa 200000 Mk.).

[1]) Er erzählte mir selbst als Beweis der Gutmütigkeit der unteren Kleinen in Chile, daß mehrere rotitos (Tagelöhner) ihre Waffen wegwerfend, seine Hände ergriffen und dem geliebten Don Jorge (Herr Georg) ihre Ergebenheit versicherten.

Auch Kartoffeln werden über den eigenen Bedarf gebaut und an die benachbarten Brennereien verkauft. Nach der alten Heimat aber werden Honig und Wachs in ausgezeichneter Qualität und ansehnlicher Menge verschickt (i. J. 1888 etwa 11000 Faß Honig).

Die außer den Familiengliedern, welche alle tüchtig angreifen, nötigen Arbeitskräfte liefert die Insel Chiloe. Von dort wandern im Frühjahr eine große Anzahl Chiloten (eine Mischrasse aus Indianern und Spaniern), kleine aber kräftige, äußerst genügsame und schmutzige[1]) Leute, nach dem Norden bis Osorno, um bei den Deutschen Beschäftigung zu suchen; im Herbst kehren sie mit ihren Ersparnissen in ihre dürftigen Hütten zu Schweinen und Kartoffeln zurück.

Zwölf Tage verbrachten wir in dem herrlich gelegenen und vorzüglich bewirtschafteten deutschen Hotel am Südrande des Sees, das häufig von deutschen und englischen Familien aus dem Norden zum Sommeraufenthalt gewählt wird.

Auf zahlreichen Ausflügen zu Fuß und zu Pferd suchten wir Land und Leute kennen zu lernen und erhielten überall den Eindruck fleißigen, rührigen und doch auch behaglichen Daseins, das die Bewohner der Seekolonie auf ihren durch Zukäufe und Neurodungen vergrößerten „chacras“ führten. Einen eigentümlichen Anblick gewährte es an einem prächtigen Sonntagmorgen, aus all den Einzelhöfen am Westufer die Frauen und und Mädchen in ihrer altertümlichen hessischen Landestracht nach Frutillar zur Kirche reiten zu sehen. Unvergeßlich aber werden uns für unser ganzes Leben die schönen Ausflüge sein, die wir mit der Familie des auch als Geograph bedeutenden Dr. Martin aus P. Montt zu Schiff an die schönsten Punkte des Seegestades machten. Einmal fuhren wir spät abends von P. Varas ab; bis gegen Mitternacht durchfurchte der Dampfer „Clara“ die ruhige Flut. Ferne Lichter kündigten da und dort menschliche Wohnstätten an, das traute stattliche Heim thätiger braver Landsleute, das sie durch mühselige Arbeit und Entbehrung dem Urwald abgerungen. Ueber uns wölbte sich der südliche Sternhimmel mit seinen fremdartigen Bildern. Anregende Gespräche, unterbrochen durch den Gesang deutscher Lieder, kürzten die Stunden. In einer Bucht, ganz im Osten des Sees (der ensenada) wurde das Schiff verankert und im Salon desselben ein Lager eingerichtet. Unbeschreiblich großartig aber war der Anblick der sich uns bot, als wir um 4 Uhr morgens noch fröstelnd auf das Deck gerufen wurden.

Da standen in der Morgendämmerung unmittelbar vor uns die beiden Vulkane „Osorno“ und „Calbuco“, der erste ein vollendeter Kegel, bis tief herab mit Schnee bedeckt, in majestätischer Ruhe. Der zweite hatte durch einen ungeheuren Ausbruch vor zwei Jahren seine Kuppe

[1]) Es kommt vor, daß der Chilote aus übertriebener Sparsamkeit mit den Schweinen sein Mahl teilt.

eingebüßt. Noch befand er sich in Thätigkeit, beständig stiegen Rauchwolken aus seinem Innern empor und der Schnee vermochte sich an den steilen warmen Gehängen nicht zu halten. Weiter im Hintergrund erhob sich zwischen beiden die gewaltige Gruppe des „Tronador" (Donnersbergs), über welche bald in unbeschreiblicher Pracht die Sonne emporstieg, die Rauchwolken des Callbuco vergoldend. Vergebens versuchten wir erst zu Pferd, dann zu Fuß einen Aufstieg auf den Vulkan. Die ausgeworfene Asche hatte nicht nur Wiesen und Felder vieler Kolonisten, sondern auch große Strecken des Urwalds vollständig begraben, der plötzlich geschmolzene ewige Schnee hatte in rasenden Gießbächen alle Vegetation fortgerissen und tiefe Furchen in die Flanken des Berges eingegraben; rauchende Schwefelquellen auf dem neugebildeten Aschenkegel machten auf Roß und Reiter einen unheimlichen Eindruck, als ob der Boden jeden Augenblick sich wieder öffnen könnte. Auf die Erreichung des Gipfels, von dem aus Herr Dr. Martin oft über die Ansiedelungen der ihm so teuren Landsleute hingeblickt, mußten wir, obwohl er jetzt einige 100 m niedriger war, verzichten wegen des steilen Abfalls der gänzlich veränderten Gehänge.

Ehe wir von dieser deutschen Seekolonie scheiden, mag die Schilderung eines Gutshofes und einer merkwürdigen Persönlichkeit folgen.

Ein Nachmittagsausflug führte uns an das stattliche Gehöfte eines Deutsch-Schlesiers. Das solide, saubere Wohnhaus mit zahlreichen Nebengebäuden, der wohlgepflegte Blumen- und Gemüsegarten, kündigten schon von ferne den deutschen Besitzer an. Die Familie kam eben von den Erntearbeiten nachhause. Sie führten uns sofort in das freundliche ganz von naturbraunem Holze getäfelte Wohnzimmer. Der massive breite Holztisch, auf dem ein Strauß der buntesten Herbstblumen prangte, die hochlehnigen Holzstühle, der mächtige Kachelofen, die Oeldruckbilder an den Wänden, die von dem patriotischen wie dem frommen Sinne der Bewohner zeugten, endlich die Reihen von Blumenstöcken vor den Fenstern erinnerten an ein wohlhabendes deutsches Bauernhaus. Anderes dagegen: die gewandten Manieren, die gewählte fast dialektfreie Sprache, der Band von Pierers Konversationslexikon, der auf dem Tische lag, das sichere Selbstbewußtsein, das in dem ganzen weder linkischen noch protzigen Benehmen der Bewohner zu tage trat, bewies, daß das Leben in der Fremde, das Emporarbeiten zu einer selbständigen behaglichen Existenz, die Lösung aus dem engen Drucke kleinbäuerlichen Dorflebens diese deutschen Bauern zu ihrem Vorteil verändert hatten.

Bei einem Glase selbstgekelterten Apfelweines, der in allen diesen Höfen den Haustrunk bildet, erzählte uns der wettergebräunte Mann mit den energischen und doch freundlichen Zügen von seinen Lebensschicksalen, die sich von denjenigen der meisten übrigen Landsleute wenig unterschieden; überall erst schwere Arbeit, hartes Ringen mit der Ungunst des Bodens und Klimas, zeitweiliges Verzagen, Heimweh in der unge-

wohnten fremdartigen Einsamkeit, endlich Sieg und reicher Lohn für alle Mühen. Auf ertragreicher eigener Hufe scheint die Zukunft der Familie auf unabsehbare Zeit gesichert. „Wenn nur die Kinder fleißig und tüchtig bleiben!“ fügte unser Wirt mit einem leisen Anflug von Besorgnis hinzu. Er vermißte an dem Sohne die Rührigkeit und den Bildungsdrang, die der Vater so schätzte und übte. Die Töchter der Seekolonisten, von der Mutter zu strenger Haus- und Feldarbeit angehalten, häufig auch auf einige Jahre zu ihrer wirtschaftlichen Ausbildung als Dienstmädchen in gebildetere städtische Familien geschickt, sind als Gattinen weithin geschätzt und gesucht; sie werden auch in die dritte Generation vieles von gutem deutschen Wesen hinüber bringen.

Auf dem Heimweg von diesem prächtigen Bauernhofe erfuhren wir, daß die Kolonie auch ihren Dichter hat. Wir waren kaum ein paar hundert Schritte gegangen, da kam uns auf magerem Rößlein ein Mann nach mit verbundenem Gesicht und breitkrämpigem abgegriffenen Strohhut, den landesüblichen Poncho über den Schultern. Bald holte er uns ein und rief uns mit tiefer klangvoller Stimme zu: „Da hat Sie mir Frau Fortuna nochmals in den Weg geführt!“ Wir gedachten vor dem unheimlichen Gesellen seitwärts in den Wald auszuweichen. Er ließ uns aber nicht mehr aus, sondern rief uns zu: „Haben Sie noch nie von mir gehört oder gelesen? Ich bin Dichter und heiße H. D. Soll ich Ihnen einige meiner Gedichte vortragen?“ Wir mußten wohl oder übel unsere Bereitwilligkeit erklären, seine poetischen Ergüsse über uns ergehen zu lassen. Er setzte sich auf seinem Rößlein in Positur und deklamierte im Bänkelsängerton einige längere Gedichte, welche die Ankunft und ersten Schicksale der Ansiedler behandelten. Dann kamen kürzere in spanischer Sprache; einige, die für die Chilenen nicht sehr schmeichelhaft waren, flüsterte er, sich tief aus dem Sattel herabbückend, uns leiser ins Ohr; bei anderen, die für weibliche Gemüter nicht bestimmt schienen, kommandierte er vorher: „Das Madamche soll etwas beiseite gehen!“ Dann winkte er wieder selbst das „Madamche“ herbei. Dazwischen erzählte er uns aus seinem Leben: er sei von Haus aus Schuhmacher und habe bei dem Ausbruch des Calbuco seine chacra und einen großen Teil seines Viehes eingebüßt. Als meine Frau ihm dabei zurief: „Da sind Sie ja ein zweiter Hans Sachs!“ rief er, den Namen nicht kennend oder mißverstehend: „E Sachse bin ich, e geborener Leipziger; ei, Herr Jeses, sind Sie ebbe och aus Sachse?“ So unterhielt er uns eine Stunde lang und forderte uns auf, ihn in P. Varas zu besuchen, wo er eine ganze Mappe voll Gedichte habe. Obwohl nach den gegebenen Proben die Aussicht auf weitere dichterische Erzeugnisse nicht sehr verlockend war, suchten wir ihn doch in seiner ärmlichen Behausung auf und bekamen dabei ein trauriges Bild von „Dichters Erdenwallen“. Seine Frau war eine „Einheimische“, sie war fleißiger als manche ihrer Genossinnen, trotzdem vermochte sie weder in der gemieteten

Wohnung und Werkstätte, die jetzt auch als Musentempel diente, Ordnung und Behagen zu verbreiten, noch für Mann und Kinder saubere Wäsche und Kleider herzubringen. Der Alte legte bei unserem Eintreten ein paar Stiefel, an denen er gerade herumhämmerte, beiseite, wischte mit dem Aermel seines schmutzigen, halb zerrissenen Kittels zwei „Hocker" ab, holte aus der Nebenstube ein paar abgegriffene Hefte und las uns einiges vor. Dann fragte er, ob sich damit nichts verdienen ließe. Wir konnten ihm bei der geringen Nachfrage nach lyrischer Poesie nicht gerade ermutigen, rieten ihm aber, seine Erlebnisse in Prosa einmal an eine Zeitung einzuschicken. Vielleicht ist inzwischen Apoll seinem armen Jünger gnädiger geworden und hat ihm ein neues besseres Heim zu teil werden lassen!

4. Puerto Montt.

Nun stand uns noch der Besuch der südlichsten Stadt von Kleindeutschland, des Seehafens Puerto Montt, bevor. Etwa in der Mitte des 20 km langen Weges, den wir diesmal „en coche" zurücklegten, kamen wir an der von den Deutschen sogenannten „Hundetürkei" vorbei, an der „chilenischen" Kolonie Arrayán. Dieser Flecken bildete einen merkwürdigen Gegensatz[1]) zu den blühenden deutschen Kolonien am Seegestade. Ueberall starrten uns halb zerfallene Holzhäuser entgegen. Auch vom Schiff der Kirche war nur noch die Hälfte, durch eine Bretterwand dürftig abgeschlossen, vorhanden, so daß sie mehr breit als lang erschien. Die Chilenen hatten es nur so lange in dieser Gegend ausgehalten, als es vorteilhaften Raubbau zu treiben gab, d. h. so lange noch einige von den kostbaren Alercebäumen standen, wundervolle Urwaldriesen, deren rötliches, äußerst haltbares Holz sich vorzüglich zum Schiffs- und Häuserbau eignet.

Endlich erblickten wir von der Höhe aus das weite Meer, zunächst den herrlichen Golf von Reloncaví mit seinen Buchten und Inseln. In mannigfachen Windungen senkte sich die Straße nach dem Strande hinab, nach dem freundlichen Puerto Montt.

Eingedenk der begeisterten Schilderung, welche der oben genannte Perez Rosalez von dem raschen Aufschwung des von ihm 1852 gegründeten P. Montt im Jahre 1861 gibt, hofften wir hier ein ebenso reges Gewerbe- und Handelstreiben zu finden wie in Valdivia. In der That scheinen alle Bedingungen für einen blühenden Industrie- und Handelsplatz gegeben: ein vortrefflicher Hafen, der in seiner Nordwestecke ein natürliches Trockendock bildet, wo, zumal zur Zeit des Neumonds, die

[1]) Derselbe trat besonders deutlich in einem Doppelhause hervor, dessen eine sauber angestrichene Hälfte, mit Blumenstöcken und reinlichen Vorhängen verziert, von einem ärmeren Deutschen, dessen andere, mit halbverfaultem Dache und herabhängenden Läden neben den kahlen meist zerbrochenen Fenstern, von einem Chilenen bewohnt war.

größten Schiffe bei Ebbe trocken liegen, bis die Flut sie von selbst wieder hebt (6—9 m Unterschied); im Hintergrund die blühende Seekolonie, deren natürliche Aus- und Einfuhrpforte dieser Hafen bildet; endlich ein herrlicher Strand, der den Ort zu einem trefflichen Seebade für die Bewohner des trockenen, heißen Nordens eignet. Trotz all dieser Vorzüge macht der Ort, mit seinen (seit 30 Jahren fast gleichgebliebenen) 3—4000 Einwohnern den Eindruck von Stillstand und Rückgang.[1])

Wie erklärt sich dieser merkwürdige Gegensatz zu dem so rührigen, aufblühenden Valdivia? Die Hauptursache dieses Niedergangs ist in der Zusammensetzung der Bevölkerung und in dem daraus hervorgehenden konfessionellen Haderzu suchen. Es ist schon früher erwähnt worden, daß sich bald nach den ersten Erfolgen der deutschen Kolonisation in Süd-Chile in den klerikalen Kreisen eine Mißstimmung gegen das Hereinziehen von Deutschen, namentlich aber von Protestanten bemerkbar machte, die auf die fromme einheimische Bevölkerung einen demoralisierenden Einfluß ausüben sollten (!!). Die Regierung mußte schließlich diesem Drängen nachgeben, da sie aber auf das so bewährte deutsche Element nicht verzichten wollte, so wies sie ihren Agenten an, katholische Deutsche zur Einwanderung zu veranlassen.

Darauf hin kamen deutsche und österreichische Schlesier, sowie glaubenseifrige Westphalen, mit diesen zugleich deutsche Jesuiten, die, obwohl ihr Orden schon 1866 aus der Republik ausgewiesen wurde, dort nicht nur geduldet, sondern sogar von der Regierung begünstigt werden. Denn sie widmen sich — was wohl unter keiner Nationalität vorkommen dürfte - mit fanatischem Eifer dem traurigen Gewerbe, ihre dort einwandernden und ansässigen Landsleute möglichst rasch ihrem Volkstum zu entfremden. Zu diesem Zwecke, zur Verwelschung deutscher Jugend, haben diese deutschen Jesuiten großartige Unterrichts- und Erziehungsanstalten gegründet, wo den Kindern der Seekolonisten möglichst schnell und gründlich ihr Deutschtum ausgetrieben werden soll. Zugleich wurde der Glaubenshaß unter den Deutschen auf entsetzliche Weise geschürt. Schon einmal ging die protestantische Kirche in Flammen auf. Wie es hier mit der Freiheit der Presse bestellt ist, mag folgender Fall (der sich übrigens z. B. nach der Revolution auch im Norden öfters ereignete) zeigen. Einige liberal und national gesinnte junge Deutsche hatten ein kleines Blättchen, „die deutsche Post", gegründet. Mit opferwilliger Uneigennützigkeit übernahm Herr Kaufmann E. den Druck und die Verbreitung desselben. Aber kurz nachdem ein Artikel die Deutschen zu reger Beteiligung an liberalen Wahlen aufgefordert hatte, wurde die Druckerei ein Raub der Flammen.

Den zuerst angesiedelten protestantischen Handwerkern und Kauf-

[1]) Während noch vor 5 Jahren, dank der Bemühungen patriotisch gesinnter Männer deutsche Dampfer dort einliefen, hat jetzt auch dies aufgehört.

leuten, welche P. Montt in den beiden ersten Jahrzehnten zu rascher Blüte gebracht hatten, wurde vielfach das Leben dort so verleidet, auch durch Hetzereien ihr Geschäft, geschädigt, daß manche Familien wegzogen. Die „Westphälinger", meist Kleinbauern und -handwerker, sind schon infolge ihres beschränkten konfessionellen Fanatismus nicht die Leute, um an Stelle der Weggedrängten Industrie und Handel emporzubringen. Wenn man diese deutschen Männer an der Seite der ganz ungebildeten zerlumpten chilenischen Rotos (Tagelöhner) in Prozession gehen sah, von den Patres geführt, gedankenlos ihre Gebete murmelnd, so begreift man mit tiefstem Schmerze, daß diese „geistig Armen" keine geweckten rührigen Pioniere deutscher Kultur sein noch werden können.

Auch die deutsche Schule vermag hier nicht mit demselben Erfolge wie in Valdivia in der nachwachsenden Generation deutsches Wesen zu erhalten und zu pflegen. Sie wurde natürlich von den protestantischen Deutschen gegründet und erhalten. Da aber die Gemeinde zu wenig zahlreich und wohlhabend ist, um Kirche und Schule zugleich zu fördern, so ist der evangelische Pfarrer auch der Leiter und erste Lehrer der Schule. Dadurch erhält diese einen ausgesprochen konfessionellen Charakter und selbst ohne die Hetzereien der Jesuiten würden sich katholische deutsche Eltern schwer entschließen, ihre Kinder in diese mehr protestantische als „deutsche" Schule zu schicken. So kommt es, daß die stets sich vergrößernde Schule und Erziehungsanstalt der Jesuiten, die wie eine Citadelle, ein geistiges „Zwinguri", von ihrer Höhe aus die Gegend beherrscht, immer zahlreicheren Besuches[1]) sich erfreut und schon durch den Verkehr mit den einheimischen Kindern ganz dazu angethan ist, deutsche Sprache und deutsches Wesen im Keime zu ersticken.

Unter diesen höchst betrübenden Umständen muß das Deutschtum in dieser Gegend, die erst vor 40 Jahren durch die Mühe und Arbeit der Väter aus der Urwaldwüste in bebau- und bewohnbares Land umgewandelt wurde, rasch zurückgehen und damit auch die Betriebsamkeit und der Fortschritt. Wenn nicht frischer Zuzug aus dem protestantischen Deutschland nachkommt, werden an dieser hervorragenden Stätte deutscher Kulturarbeit spanische Sprache und spanische Trägheit, jesuitische Geistesverdummung und Willenslähmung bald die Ueberhand gewinnen.

Der edle Dr. Martin, der, auf Reichtum und Ehre, die ihm in der Heimat winkten, verzichtend, seit mehr als 30 Jahren Leben und Vermögen dort der Förderung der deutschen Sache gewidmet hat, bekommt von Jahr zu Jahr einen schwereren Stand. Die klerikale Stadtverwaltung hat ihm seine Stelle als erster städtischer Arzt, die er gegen 20 Jahre bekleidete, entzogen; die katholischen Deutschen und auch die

[1]) Besonders wegen des großen Internats, das vielen Kindern der zerstreut wohnenden Seekolonisten erst den Schulbesuch ermöglicht.

einheimische Bevölkerung, der er in schweren Zeiten und Lagen ein aufopfernder Wohlthäter gewesen, werden ihm immer mehr abwendig gemacht. Das ist der Lohn für langjähriges, wahrhaft uneigennütziges ideales Wirken, daß ein solcher Mann täglich fürchten muß, es könne ihm sein Haus über dem Kopfe angezündet werden.

Einen neuen Aufschwung für das so schöne und durch menschliche Leidenschaft und Bosheit so unglückliche P. Montt scheint ein rühriger junger Deutscher anzubahnen. Dieser hatte zuerst durch eigene Unternehmungslust einen Handelsverkehr mit den immer mehr sich bevölkernden Kolonien des chilenisch-argentinischen Grenzgebietes eingeleitet; dann gelang es ihm in Verbindung mit einer Bremer Handelsgesellschaft, Montt zum Ein- und Ausfuhrplatz für diese Gegenden zu erheben. Kleinere Dampfer auf dem Todos-los-Santos und auf dem vielbuchtigen Nahuelhuapi-See erleichtern den Verkehr und die Besiedelung, und auch die zahlreichen Schweizer, die in den Flußthälern der Kordillere z. B. in dem fruchtbaren valle Diez de octubre sich niedergelassen haben, sehen sich für Aus- und Einfuhr auf P. Montt angewiesen. Auch sonst besitzt Montt noch ein sehr rühriges Handelshaus, das mit eigenen Dampfern den Verkehr mit dem Norden vermittelt. —

Nachdem wir so die Geschichte und Erfolge deutscher Kolonisation in Süd-Chile kennen gelernt haben, erübrigt es, noch einige Betrachtungen über die Zukunft des Deutschtums hier im Süden, ferner in der ganzen Republik, endlich in den übrigen Ländern des romanischen Amerika anzustellen.

In Süd-Chile hat sich deutsches Wesen vorzüglich erhalten; die Deutschen bilden dort sozial und wirtschaftlich die erste, ja die herrschende Bevölkerungsklasse. Nur selten finden sich Deutsche in untergeordneter oder dienender Stellung. Die häuslichen Dienste, die gewöhnlicheren Verrichtungen (z. B. Waschen), ja sogar die gewerbliche Hilfsarbeit (Gesellen, Tagelöhner u. a.) werden durchgehends von Einheimischen (sei es Chilenen, Chiloten, Mestizen oder Indianern) versehen. Das empfinden diese oft bitter; so konnte man von ihnen oft die Aeußerung hören: „Wenn wir nur alle sterben würden, damit die Deutschen selbst arbeiten müßten!“ Das Deutschtum zeigt sich hier so fest und überlegen, daß — ein seltener Fall deutscher Kolonisationsgeschichte — die Einheimischen mehr das Deutsche zu lernen genötigt sind, als umgekehrt; in Valdivia, Osorno und P. Montt gibt es Familien, wo namentlich die Frauen trotz 20—30jährigen Aufenthaltes kaum einige Worte der Landessprache verstehen.

Die Frauen und Mütter sind hier wie überall die erfolgreichsten Bewahrerinnen deutscher Sprache[1]) und deutschen Wesens. Ihnen

[1]) Der Mann wird es in gemischter Ehe in fremden Landen nie fertig bringen, daß Frau und Kinder seine Sprache annehmen.

gebührt ein hervorragender Anteil an dem schönen Gelingen der Kolonisation. Nicht nur in der Landwirtschaft, auch im Gewerbe bildeten sie die eifrigen ausdauernden Mitarbeiterinnen des Mannes; so ersetzte die Frau des in Osorno sehr angesehenen Schmiedes G. Aubel ihrem Manne jahrelang den Gesellen, indem sie die schwere Arbeit an der Esse und am Ambos mit ihm teilte. Was aber noch höher zu schätzen ist, sie schufen mitten im Urwald und in den dürftigsten Verhältnissen eine geordnete, saubere, deutsche Häuslichkeit, wovon die Einheimische keine Ahnung hat. Darum schlagen die Ehen zwischen Deutschen und Kreolinnen so häufig zum Unglück des Mannes aus, indem der Mangel an Häuslichkeit, an dem gewohnten Essen den Mann ins Wirtshaus treibt oder die Putzsucht der Frau die Familie verarmt oder spanische Indolenz und Trägheit auch den Mann ansteckt und seine Leistungskraft und Unternehmungslust verringert.

Rühmliche Ausnahmen sind überall anzutreffen, wo die Frau einer gewissen Anpassung und Erziehung zugänglich ist, aber es sind eben Ausnahmen, wie z. B. in jener stattlichen Mühle in Rengo im mittleren Chile, wo zwar weder Frau noch Kinder ein Wort Deutsch sprachen, aber überall deutsche Ordnung, Sauberkeit und Familienzucht herrschte.

Daß das Deutschtum sich in Süd-Chile so schön entfalten und seine Eigenart so gut behaupten konnte, verdankt es besonders dem geographisch und ethnographisch so wichtigen Moment der Isolierung.

Der Abgeschlossenheit dieser Gebiete (im Osten und Süden vom Meer, im Westen vom Gebirge begrenzt), ihrer Abtrennung vom Hauptland, von welchem sie durch das erst in den letzten Jahrzehnten besiedelte Indianergebiet geschieden waren, ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß sich die Deutschen und das Deutschtum dort so selbständig und ungestört behaupten und entfalten konnten. Mit der Vollendung der Centralbahn, die schon in den nächsten Jahren Valdivia mit der Hauptstadt Santiago verbinden wird und bis P. Montt fortgeführt werden soll (Valdivia—Osorno ist bereits fertig), wird sich in dieser Beziehung manches ändern. Zunächst wird das einheimische Proletariat, dessen Fernhaltung die Provinzen ihre in der ganzen Republik bewunderte Sicherheit des Lebens und des Eigentums [1]) verdankten, in größerer Menge, Arbeit und Beute suchend, hereinströmen. Sodann wird auch die Hefe der europäischen Großstädte, welche durch das neuere Kolonisirungsverfahren als „brauchbare" Ansiedler für die Indianerprovinzen von den chilenischen Agenten in Frankreich, Italien und Spanien aufgelesen wurde, Raub und Mord zu häufigeren Erscheinungen machen.

---

[1]) Während in den Nordprovinzen alle Parterrefenster mit dicken Eisenstäben vergittert sind, trennen hier nur Blumenstöcke die Außenstehenden von den Innenräumen.

Erschreckt nämlich über das Anwachsen und die Ueberlegenheit der Deutschen in den Südprovinzen, wodurch schon wiederholt das Gerücht auftauchte, als ob das neue mächtige deutsche Reich diese Provinzen eines schönen Tages an sich reißen werde, beschloß die Regierung bei der Kolonisierung der Araukanerprovinzen in anderer Weise vorzugehen. Vor allem sollten die Ansiedler aus allen europäischen Nationalitäten gemischt werden, sodann wurden mit der Gewinnung von Kolonisten Agenten beauftragt, die pro Kopf der abgeschickten Einwanderer eine Prämie erhielten. Diese Agenten, welche in Deutschland nach dem v. d. Heydtschen Gesetze nicht zugelassen waren, setzten sich namentlich in den größeren Städten der romanischen Länder[1]) fest, von wo aus sie durch Reklame und allerlei Mittelchen (Pressen 2c.) Leute für freie Auswanderung nach Chile zu gewinnen suchten. Natürlich hatte dieses Gesindel weder Geschick noch Lust, auf den ihnen von der Regierung in zuvorkommendster Weise eingeräumten „chacras" den Boden vom Urwald zu säubern und der Kultur zu gewinnen. Vielmehr verließen oder veräußerten die Arbeitsscheuen so bald als möglich ihre Ansiedelungen und verlegten sich auf Handelschaft und Raub. Die einzigen brauchbaren Elemente, welche in diesen fruchtbaren, schönen Provinzen sich niederließen, sind zahlreiche Schweizer (besonders in Ercilla), Basken und Galizier (aus Nord-Spanien). Aber alle ordentlichen Ansiedler haben furchtbar zu leiden durch jene Räuberbanden, die bei der mangelhaften Polizei und Justiz[2]) lange ihr Unwesen treiben können. Darum mußten schon viele ihre Güter aufgeben und in die Städte sich flüchten. Diese Banditen werden, sobald die Bahn nach Valdivia führt, in den wohlhabenden Südprovinzen ein dankbares Feld für ihre unheimliche Thätigkeit erblicken. Hoffentlich lernen sie bald die deutschen Gewehre mehr fürchten, als die chilenische Justiz, die, wie haarsträubende Beispiele aus den letzten Jahren zeigen, gegen die in Notwehr handelnden Deutschen sich furchtbarer erweist, als gegen die einheimischen Banditen.

Außer diesen empfindlichen Nachteilen wird der Anschluß an den Norden den Südprovinzen auch wesentliche Vorteile namentlich wirtschaftlicher Art bringen. Der raschere und billigere Verkehr mit dem bevölkerteren Centrum (bis nach der Hauptstadt hin) wird deutscher Betriebsamkeit ein weiteres fruchtbares Thätigkeitsfeld eröffnen. Schon in den letzten Jahrzehnten haben sich zahlreiche Söhne und Enkel der deutschen Ansiedler nach dem mittleren Chile gewandt und dort als

[1]) Im Herbst 1889 sah ich z. B. in Genua und Barcelona große Plakate mit der Aufschrift: Freie Einwanderung nach Chile! Auch der deutsche Konsul in Barcelona schickte einige fahrende Gesellen, die er eigentlich auf Reichskosten in die Heimat hätte befördern sollen, dem chilenischen Agenten zu.

[2]) Ein energischer Richter, der mit diesen Banditen kurzen Prozeß machte und, statt sie in das wenig feste Gefängnis, aus dem sie immer wieder entkamen, zu sperren, diese Unverbesserlichen gleich erschießen ließ, wurde leider bald abgesetzt.

Aerzte, Apotheker, Lehrer, sowie als Kaufleute, Handwerker, Techniker, Baumeister und Gutsverwalter günstige Lebensstellungen gefunden. Diese Uebersiedelung wird nunmehr noch reger werden und viele rührige, jüngere Deutsche werden sich dem „Zuge nach dem Norden" anschließen. Diese Vereinigung und Vermischung der Nationalitäten wird für Chile als Ganzes unstreitig von Vorteil sein, weniger dagegen für die Erhaltung und Pflege des Deutschtums.

Kulturaufgabe der Deutschen im spanischen Amerika.

In den spanisch-amerikanischen Ländern haben die deutschen Einwanderer nicht eigentlich einen Kampf um die Erhaltung ihres Deutschtums zu führen wie in denen mit englisch sprechender Bevölkerung. Im Gegenteil — auch bei aufrichtigem unvermeidlichem Sich-Einleben in die neuen Verhältnisse, auch nach Aneignung der spanischen oder portugiesischen Sprache und Annahme der unentbehrlichsten Sitten und Umgangsformen vermöchten die Deutschen im romanischen Amerika recht gut ihre Eigenart, sogar den politischen[1]) Zusammenhang mit der Heimat zu bewahren, ohne daß ihrem wirtschaftlichen Vorwärtskommen daraus ein Nachteil erwüchse. Deutsches Wesen wird gerade von den besseren Elementen der einheimischen Bevölkerung nicht nur geduldet, sondern geschätzt. Haß und Spott gegen die Deutschen sind, wenn nicht absichtlich geschürt oder durch lächerliches oder brutales Benehmen herausgefordert, im allgemeinen seltener als z. B. gegen Engländer und Yankees. Die guten Eigenschaften, ja sogar die Ueberlegenheit der Deutschen werden nicht nur von den gutmütigen unteren Klassen, sondern auch von den wohlhabenderen und gebildeteren, welche vielfach mit ihnen zu rivalisieren haben, bereitwillig anerkannt. So enthielten auch die Worte, welche kürzlich der Präsident der Republik Paraguay an den deutschen Gesandten richtete, etwas mehr als bloße Höflichkeitsphrasen: „Mit hoher Freude kann ich Ihnen zum Voraus versichern, daß das paraguaische Volk Ihren hiesigen Landsleuten nicht nur ausgesprochene Sympathie und Hochachtung zollt, sondern daß diese allgemein als hervorragende Träger sittlicher Kraft und Arbeitstüchtigkeit für die wertvollsten Faktoren unserer künftigen Entfaltung und Wohlfahrt gelten."

[1]) Dazu wäre nötig, daß das Reich selbst den Zusammenhang mit den fernen Söhnen (z. B. durch jährliche Zusendung von Bürgerlisten) aufrecht zu erhalten suchte, statt die Gesetzesunkundigen nach 10 Jahren de facto ihre Reichsangehörigkeit verlieren zu lassen, sowie daß es für Väter und Söhne die bei der Entfernung so lästige Militärpflicht durch eine mäßige Kriegssteuer ablöste, was bei unserer gegenwärtigen Ueberzahl an dienstfähigen Mannschaften ohne Nachteil für das Ganze zu bewerkstelligen wäre.

Das romanische Wesen sucht das germanische in keiner Weise zu unterdrücken, sondern läßt ihm gerne oder ungerne Spielraum zu Entfaltung und Bethätigung. Kurz, bei jeder Art von Wettbewerb vermag der Deutsche, wenn er ihn nicht in gehässiger, hochmütiger und rücksichtsloser Weise führt, die ihm gebührende Achtung und Stellung zu erringen. Dazu kommt das liebenswürdige Wesen und die höflichen Formen der Einheimischen — mögen sie auch häufig eine andere Gesinnung verdecken —, welche den Verkehr und das Sich-Einleben wesentlich erleichtern.

Auf der anderen Seite weiß der Deutsche zumal der Süddeutsche rascher und leichter als die übrigen Europäer sich an fremde Eigenart anzupassen, ein Vorzug, der früher für die Behauptung des eigenen Wesens oft verhängnisvoll wurde. Er eignet sich schnell und gern die fremde, zumal die spanische[1]) Sprache an und weiß sich bei einigem guten Willen leicht in die Gefühls- und Denkweise des Spaniers hinein zu empfinden.

Die besten Uebersetzungen und Bearbeitungen spanischer Literaturwerke sind von den Deutschen geliefert worden. Wie schon unser Herder Sinn und Ton des spanischen Nationalepos „Cid“ aufs trefflichste zu erfassen und uns nahe zu bringen wußte, so war es ein Deutscher, der zuerst den tieferen Gehalt der bedeutendsten spanischen Dichtung, des Don Quijote, erschloß; ja das neue Spanien zählt unter seine hervorragendsten Dichter 2 geborene Deutsche: Hartzenbusch und Fernan Caballero (Frau Böhler de Faber). Einen weiteren Beweis für die Möglichkeit inniger Verschmelzung der beiderseitigen Gefühls- und Denkweise ohne eine vollständiges Aufgeben der eigenen boten mir mancherlei Beispiele echter aufrichtiger Freundschaft zwischen Deutschen und Chilenen.

Solche Betrachtungen und Erwägungen öffnen den Blick für eine hohe, weitgehende Mission des Deutschtums im spanischen und portugiesischen Amerika, für großartige ehrenvolle „moralische Eroberungen“, welche die Deutschen, wenn sie ihren Beruf beizeiten und richtig erfassen, in jenen herrlichen Ländern zu machen vermöchten.

Während Engländer und Yankees wegen ihres schroffen, zurückhaltenden Wesens im allgemeinen unbeliebt (no son simpáticos) sind; während die Franzosen bis in die 70iger Jahre die unumstrittenen Führer und Vorbilder jener Völker auf ihrem Wege zu höherer Kultur waren, aber jetzt durch Mangel an Zahl und rascheres Versinken in die allgemeine Korruption viel von ihrer Führerstellung[2]) eingebüßt haben: wären die Deutschen durch ihre Anlagen und Leistungen berufen, die geistigen, wirtschaftlichen und politischen Lehrer und Führer dieser Völker zu werden.

[1]) Weil hier Aussprache und Schreibweise sich nahezu decken.

[2]) Nur auf dem Gebiet der Mode und des Geschmackes auch des literarischen werden sie noch lange vorbildlich sein, dagegen rücken sie auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Technik, des Handels und der Industrie langsam an die zweite Stelle.

Die traurigen politischen und finanziellen Verhältnisse, infolge deren diese reichsten Länder durch Revolutionen, Mißwirtschaft, Unterschlagung, Verschwendung dem Ruin und der Verarmung entgegengebracht werden, verlangen dringend Abhilfe und Gesundung durch deutsche Rechtschaffenheit, Besonnenheit und Sparsamkeit, die sich zuerst in der Gemeinde-[1]) dann in der Provinz-, endlich in der Staatsverwaltung[2]) geltend zu machen hätten. Auf dem Gebiete der Schule und der Wissenschaft könnten die Deutschen, wie das Beispiel Chiles zeigt, als Lehrer und Gelehrte ungemein segensreich wirken und Erhebliches für einen dauernden, ruhigen und soliden Fortschritt dieser Völker beitragen.

In Gewerbe und Handel hat deutsche Solidität, Promptheit und Anpassungsfähigkeit schon große Erfolge errungen und, wie bereitwillig das Land durch fremde Handwerker und Unternehmer seine eigene Industrie zu heben sucht, beweisen die Veröffentlichungen und Aufforderungen der „Sociedad de fomento fabril" unter ihrem vortrefflichen Leiter P. Dávila-Larrain. Dabei ist noch lange nicht zu befürchten, daß wir uns hierdurch gefährliche Konkurrenten heranziehen, vielmehr beweisen gerade die deutschen Kolonien in Chile, daß durch Hebung der Produktivität des von Deutschen besiedelten Landes der Waren-Austausch zwischen Deutschland und den mit deutschen Produkten bekannt gewordenen Ländern sich von Jahr zu Jahr vergrößert; außerdem bleiben immer eine große Anzahl von Industriezweigen, die im spanischen Amerika nie oder nur dürftig gedeihen werden.

Damit aber die Deutschen diese ihnen durch ihre Anlagen und bisherigen Leistungen angewiesene hohe, wertvolle Kulturaufgabe, die Lehrer und Führer der Völker des romanischen Amerika zu werden, in immer reicherem Maße und immer höherem Grade erfüllen können, dazu sind zwei Voraussetzungen unerläßlich.

Erstens, daß sie ihre guten Eigenschaften, ihre körperlichen und moralischen Vorzüge mit Einsicht und Energie zu behaupten suchen, daß sie ihrer verantwortlichen Stellung, ihrer hohen Mission sich immer deutlicher bewußt werden und sich dadurch vor dem Heruntersinken in die Laster und Schwächen der Einheimischen bewahren. Denn nur auf ihrer sittlichen Ueberlegenheit: auf ihrem Fleiß, ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrer Ehrlichkeit, ihrer Liebe zu Ordnung und Reinlichkeit, ihrer Ausdauer und Selbstbeherrschung u. ä., kann und wird die Führer-

[1]) Daß man hier auf Förderung durch solche Eigenschaften rechnet, beweist jene Bestimmung in der chilenischen Gemeindeverfassung, welche auch Ausländer zu Stadträten zu wählen gestattet.

[2]) Die Deutschen in den oben geschilderten Südprovinzen Chiles, die sich bedauerlicherweise bisher vom öffentlichen Leben fernhielten, könnten leicht zum Wohle ihrer eigenen Provinzen und des ganzen Landes einige Abgeordnete und Senatoren in die Volksvertretung bringen.

stellung der Deutschen beruhen. An geistiger Begabung und technischem Geschick sind uns jene, namentlich was Raschheit der Auffassung und Zierlichkeit der Ausführung anlangt, leicht überlegen. „Wenn jene arbeiten und das so rasch Gelernte ebenso gut behalten wollten und und könnten", sagte mir ein hervorragender deutscher Schreinermeister, auf seine zahlreichen einheimischen Gesellen zeigend, „so wären wir bald verloren, so könnten unsere Arbeiter mit jenen bei ihrer sonstigen Anspruchslosigkeit (vergl. die Italiener in Deutschland) nie konkurrieren!"

Die körperliche und sittliche Tüchtigkeit der Deutschen wird aber in jenen Ländern am meisten gefährdet zunächst durch sexuelle Laster und Leiden, welche durch das Klima und die lockeren Sitten der Einheimischen besonders leicht um sich greifen und den Hauptvorzug der Deutschen, das gesunde, schöne tüchtige Familienleben — den Mutterboden deutscher Zucht und Sitte, deutschen Gemütes und idealen Sinnes — mehr und mehr vernichten. Eine weitere Gefahr für die deutsche Tüchtigkeit besteht in der Neigung zum Alkohol. Wird schon in der Heimat viel gesunde Kraft und besseres Streben durch unmäßigen Alkoholgenuß, durch öde Biersimpelei und überlanges Wirtshaussitzen geknickt und ertötet, so zeigen sich die verhängnisvollen Folgen solch deutscher Laster noch viel rascher und verheerender im fremden, wärmeren Lande durch Einbuße an Leistungsfähigkeit und Unternehmungslust, an Thatkraft und Selbstzucht. Wie viele, sogar „gebildete", Deutsche haben sich auf diese Weise in tropischen und subtropischen Gebieten zu grunde gerichtet!

Sollen endlich die Deutschen ihre geistige, sittliche und körperliche Ueberlegenheit auch in den kommenden Generationen behaupten, so ist es dringend zu empfehlen, daß wenigstens die Söhne vom 12. (bezw. 14.) bis 18. (bezw. 20.) Jahre in der deutschen Heimat ihre berufliche, wissenschaftliche und sittliche Ausbildung empfangen, nicht in teuren, vielbesuchten Pensionaten, sondern in gebildeten deutschen Familien in kleineren Städten. Dadurch werden sie vor gefährlicher Frühreife bewahrt; namentlich der sexuelle Trieb erwacht erst, wenn die körperliche, geistige und moralische Entwicklung so weit gediehen, daß sie gegen die Ausschreitungen des ersteren wirksame Gegenkräfte aufzubieten vermögen. Dadurch werden sie auch in die gesunde Atmosphäre deutschen Familienlebens und deutscher bürgerlicher Sitte eingeführt, wo deutsche Tüchtigkeit und Tugend am besten gedeiht. Von da werden sie dann, an Geist und Charakter gestählt, als rührige Kulturpioniere zurückkehren in ihr eigentliches Vaterland, um dort an der geistigen, sittlichen, politischen und wirtschaftlichen Hebung ihrer Mitbürger hervorragenden Anteil zu nehmen. Namentlich würde es ihre Aufgabe sein, ausgerüstet mit gründlicher historischer und philosophischer Bildung, dort, wo freie Verfassung und rücksichtslose egoistische Parteiherrschaft, aufgeklärte Gesetzgebung und unerfahrene Verwaltung, scheinbare persönliche Freiheit

und schreiendste Ungerechtigkeit in unbegreiflichem Widerspruch einander gegenüberstehen, das Ideal eines modernen, freien und kräftigen, geordneten und gerechten Staatswesens mit ehrlicher Finanzwirtschaft verwirklichen zu helfen. —

Gelingt den Deutschen diese Mission nicht, so werden früher oder später infolge politischen und finanziellen Bankerotts die Länder des spanischen und portugiesischen Amerika ganz der Ausbeutung und Beherrschung durch die Vereinigten Staaten verfallen. Ein Gefühl von dieser Eventualität durchdringt seit der Wegnahme von Cuba, Puerto-Rico und Philippinen alle diese Länder und wird sie einer moralischen Eroberung durch die Deutschen immer weniger abgeneigt machen.

Zweitens: Eine zweite, mehr äußere Bedingung für die Durchführung der angedeuteten deutschen Kulturmission ist die Organisation der Auswanderung durch das Reich.

Bisher hat sich aus wohl begreiflichen und berechtigten Gründen das Reich jeder Einmischung oder gar Förderung der Auswanderungsangelegenheit ferngehalten. Allein wir sind, vielleicht ohne es zu wissen, schon an dem Punkte angelangt, wo die Bevölkerungszunahme, zumal in den gebildeten und besitzenden Klassen, einem Stillstand, ja einem Rückgang Platz[1]) macht; die gegenwärtige Volksvermehrung ist vorzugsweise eine proletarische, nämlich die erste Generation der vom Lande in die Stadt eingewanderten Industriearbeiter (sowie die eingewanderte slavische Bevölkerung) vermehrt sich relativ am meisten. Außerdem aber nimmt infolge der gesteigerten Bedürfnisse und der besseren, aber auch teureren Lebenshaltung die Kinderzahl (vielleicht auch die Zahl der Eheschließungen) in allen andern Volkskreisen ab.

Wir stehen nun vor der Alternative: Was ist für den Deutschen und das Deutschtum wertvoller und würdiger? Sollen wir durch Laster, durch Ehe- und Kinderscheu unsere so begabte und tüchtige Rasse zurückgehen lassen? Damit betreten wir, wie die Geschichte aller vorausgegangenen Kulturvölker, namentlich auch der romanischen, zeigt, eine schiefe Ebene, auf welcher es keinen Einhalt, keine Aufwärtsbewegung mehr gibt. Wenn einmal statt der Dauerehe die lockeren Verbindungen, statt der Kinderliebe ängstliche Prävention in immer weiteren Kreisen zur Volkssitte geworden sind, so wird die Volkszahl nicht mehr auf einer bestimmten Höhe stehen bleiben, sondern unaufhaltsam zurückgehen, wie am nächsten und deutlichsten das Beispiel Frankreichs zeigt, wo trotz der günstigsten Altersziffern 1890 die Zahl der Sterbefälle die Geburten um etwa 40,000 übertraf und wo das nämliche Resultat 1898 nur durch künstliche Operationen, Naturalisierung von Ausländern u. a., vertuscht wurde. —

[1]) In Württemberg ist z. B. diesen Herbst konstatiert worden, daß die Zahl der neu eintretenden Schulkinder eine geringere ist als in den früheren Jahren.

Die Kehrseite der Bevölkerungsfrage, welche auch unsere Regierungen bald ins Auge fassen müssen, ist die: Sollen wir nicht durch eine geregelte Auswanderung, sei es in unsere eigenen Kolonien oder in Länder, wo unser Volkstum sich erhalten und entfalten, wo die Auswandernden auch für die Thätigkeit und den Wohlstand der heimischen Volksgenossen neue Absatzquellen eröffnen können, die Aktivität und Produktivität unseres Volkslebens zu erhalten und zu steigern suchen? Denn das lehrt uns die Geschichte unseres eigenen Volkes und das Beispiel Englands, daß eine gesteigerte aussichtsvolle Auswanderung (hier in die eigenen Kolonien) in einem gesunden, tüchtigen Volke die Volkszahl nicht vermindert, sondern daß hier die Abgehenden rasch ersetzt werden.

Allerdings ist es — wie schon oft berechnet — eine kostspielige Sache, die Kleinkinderstube für andere Länder abzugeben, d. h. mit großen Mühen und Kosten Söhne und Töchter zu erziehen, die im besten Alter die Heimat verlassen. Allein wir sollten uns doch aus unserer besseren Zeit noch so viel Idealismus bewahrt haben, daß wir, ohne bloß kleinliche Rechner zu sein, auch den idealen Gewinn in Rechnung zu stellen wissen, der darin besteht, an der großen Menschheitsaufgabe der Erdbesiedelung und Kulturverbreitung mitzuarbeiten. Sollten wir nicht auch den ungeheuren Verlust für die Menschheitsentwicklung zu begreifen und zu beklagen vermögen, der darin bestände, wenn eine so hervorragende Kulturrasse durch Laster und Listen künstlich ihre Vermehrung beschränkte, auf Ausbreitung und wenigstens moralische, Eroberung mehr und mehr verzichtete?

Der Fortschritt der Menschheit vollzieht sich nämlich nicht durch gleichzeitige Hebung aller Individuen und Völker, sondern in erster Linie durch die Kulturarbeit der geistig, sittlich und körperlich begabteren Rassen und Individuen.

Zu diesen gehört unstreitig die germanische und ihr bis vor kurzem mächtigster Stamm, das deutsche Volk. Solange dieses daher noch genug Lebenskraft und idealen Sinn besitzt, wird es seine Pflicht und Aufgabe darin sehen müssen, ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten an der Verbreitung der Kultur, an der Besiedelung der Erdoberfläche und an der Hebung der Menschheit nach seinen vorzüglichen Anlagen und großartigen Leistungen hervorragenden Anteil zu nehmen, anstatt, wie das französische Volk, aus egoistischem Glücksstreben und Behagen (Zweikinder-system) feige und schwächlich auf diese höhere Mission zu verzichten. Aber auch vom praktisch-rechnerischen Standpunkt aus ist eine solche ideale Denk- und Handlungsweise nicht so unrentabel, wie sie dem kurzsichtigen Blick erscheinen möchte. Ohne die ungeheure Verbreitung unserer Volksgenossen über die ganze Erde wären wir nicht das zweite Industrie- und Handelsvolk geworden, würde nie unser Wohlstand und unsere Industriethätigkeit sich so gesteigert haben. Es kam

endlich die Zeit nicht mehr allzu ferne sein, wo wir (z. B. durch Aufrollung der orientalischen Frage) Gelegenheit hätten, fruchtbares Kolonisationsgebiet in gemäßigter Zone zu erwerben, in dem sich unser Volkstum (z. B. in Kleinasien) eine neue Stätte erfolgreicher Ausbreitung sichern könnte. Ist aber bis dahin durch lasterhafte Gewohnheiten, durch leibliche und seelische Verweichlichung (wie sie der Luxus und das Zweikindersystem mit sich bringt) unsere Volkszahl und Volkskraft zurückgegangen, so werden wir unfähig und untüchtig sein, solche Gelegenheiten zur Mehrung und Steigerung unserer Rasse zu benutzen.

Solche und ähnliche Erwägungen dürften unsere regierenden Kreise (wozu auch ein wirklicher deutscher Reichstag[1]) gehören sollte) die Auswanderungs- und Kolonisationsfrage in ganz anderem Lichte betrachten lassen und zu eifriger und geregelter Förderung derselben anspornen. So ließe sich z. B. durch Verhandlungen mit der Kolonisten suchenden chilenischen Regierung leicht die Kolonisation der 3—5 Mill. Hektar in einer für unser Volkstum wie für jenes Land günstigeren Weise bewerkstelligen und die Ausbreitung des Deutschtums im ganzen spanischen Amerika mächtig fördern.

Auswanderung und Kolonisation (innere wie äußere) müssen als eine der wichtigsten nationalen Angelegenheiten betrachtet und behandelt werden, ehe wir infolge überhandnehmender Feigheit und Laster die Lust und Fähigkeit dazu einbüßen, zum größten Schaden für uns selbst und zum unersetzlichen Verlust für die Menschheit!

Damit aber das deutsche Volk selbst in immer weiteren Kreisen Befähigung und Verständnis für solch ernste hohe Aufgaben gewinne und bewahre, scheint es mir notwendig, auf nachstehende Reformen im eigenen Lande hinzuweisen.

Gar oft, wenn ich in der Ferne an die geliebte Heimat dachte, wenn ich die Leistungen und die Anlagen meiner Landsleute gerade in dem geschilderten Teile von Chile bewunderte, mußte ich mich fragen:

„Wäre es nicht jammerschade, wenn so viel Kraft und Tüchtigkeit, wie sie deutsche Art in ihrem innersten Kerne birgt, im Vaterland verloren gingen durch Elend und Ueberarbeitung auf der einen, durch Ueppigkeit und Genußsucht auf der andern Seite! Wäre es nicht möglich, deutschen Bürgersinn und deutsche Bürgersitte, welche bei der heutigen rastlosen Jagd nach Gewinn und Genuß zu entschwinden drohen, wieder zu stärken und zu wecken? Sollte es schon zu spät sein, nach und nach alle Bürger unseres Vaterlandes zu erziehen zur Tüchtigkeit und Tugend, zu frischem Lebensmut und stolzer Freude an Vaterland und Volkstum? Sollten nur noch unheilvolle Katastrophen, ein großes Nationalunglück,[1]) uns retten können von Fäulnis und Entartung? Nein und abermals nein! Jeder, der in der Fremde im Vergleich mit anderen

[1]) Wie es reaktionäre und radikale Parteien erwarten.

Nationalitäten die Vorzüge deutscher Art kennen und schätzen gelernt hat; jeder, der sich überzeugte, welch ungeheurer unersetzlicher Verlust der Menschheit und ihrer Kultur durch die Entartung dieses hochbegabten Volkes bevorstünde; jeder, dem an der Erhaltung und dem Fortschritt, an der Kräftigung und Ausbildung unseres Volkes und Volkstums gelegen ist: der wird alle seine Kräfte einsetzen müssen zur inneren und äußeren, zur sittlichen und wirtschaftlichen Erneuerung unseres Volks- und Staatswesens!

Diese innere und sittliche Wiedergeburt, diese Erziehung zu sittlicher und wirtschaftlicher Tüchtigkeit und Tugend, auf welcher in erster Linie die soziale und nationale Wohlfahrt, die Erhebung der Völker und Volksklassen beruht, wird in unserer Zeit vorzugsweise von der Schule angebahnt werden müssen. Sie, die Schule, wird auf Grund wissenschaftlicher Erfahrung von den Aufgaben und Bedingungen des Menschen- und Völkerlebens die heranwachsenden Geschlechter zunächst belehren, sodann mit Hilfe der Familie erziehen müssen zur Wiedergewinnung jener Eigenschaften nationaler und sozialer Tüchtigkeit, welche unser Volk in allen Abschnitten seiner Geschichte auszeichneten, welche es wieder erstarken ließen nach dem Elend eines 30jährigen Krieges, welche es befreiten von der Fremdherrschaft des Eroberers, welche es einigten zu nie geschauter in der ganzen Welt bewunderter Größe und Leistungskraft! Der deutschen Schule, welche im Ausland so großes Ansehen genießt, wird in erster Linie der Beruf zufallen, unser deutsches Volk wieder zu erheben aus der momentanen Verwirrung, aus dem gegenwärtigen Leichtsinn, aus der beginnenden Zersetzung und Verwilderung, indem sie die Begeisterung für die wahren und idealen Ziele des Menschenlebens weckt,[2]) die Geister erleuchtet, die Gemüter veredelt, die Gewissen schärft, die Kräfte des Körpers und des Willens stärkt. Dazu ist es aber nötig, daß die deutsche Schule von oben bis unten, von der Volksschule bis zur Universität, aus einer bloßen Lehranstalt, welche die Köpfe mit nützlichen und unnützen Kenntnissen vollpfropft, zu einer wahren nationalen Erziehungsanstalt werde, die sich als höchstes Ziel setzt, ihren Schülern beizubringen: klare, umfassende Lebenskunde, wahre und weise Lebenskunst. Nur auf diesem Wege können und dürfen wir hoffen, daß durch direkte, ernste Belehrung und Erziehung unser Volk in allen seinen Zweigen jene soziale und nationale Tüchtigkeit wiedergewinne, welche in so hohem Grade auszeichnet **die Bewohner von Kleindeutschland am Stillen Ozean.**

[2]) vgl. des Verf. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Sammlung Teubner 1899.

Flug-Schriften

herausgegeben vom All-Deutschen Verband

Preis des einzelnen Heftes 40 Pf., bei gleichzeitigem Bezug v. 50 Stück 30 Pf., bei 100 Stück 20 Pf., bei 1000 Stück 15 Pf. (Die Hefte werden auch gemischt zu diesen Partiepreisen geliefert.)

1) **Die geschichtliche Berechtigung des deutschen Nationalbewußtseins.** Von Professor Dr. Heyck.
2) **Deutschlands Ansprüche an das türkische Erbe.**
3) **Die Behandlung der nationalen Minderheiten und die Lage des Deutschtums in Böhmen.** Von Reichsratsabgeordneten **Prade.**
4) **Genügt Deutschlands Wehrkraft zur See?** Ein Mahnruf.
5) **Deutsche Weltpolitik.** Von Prof. Dr. **E. Hasse.**
6) **Deutschlands Seegefahr.** Von **B. Weyer.** (Doppelheft.)
7) **Die deutsche Flotte.** Von Vice-Admiral a. D. **R. Werner.**
8) **Der Alldeutsche Verband, seine Geschichte, seine Bestrebungen und Erfolge.** Von **Hugo Grell.**
9) **Deutschlands Weltstellung und die nächsten Aufgaben deutscher Politik.** Von Dr. **E. Bassenge.**
10) **Warum die deutsche Flotte vergrößert werden muß.** Von Dr. **Ad. Lehr.**
11) **Die slaw. Gefahr in der Ostmark.** Von Dr. Reißmann-Grone. 40 Pf.
12) **Die deutschen Reichshäfen.** Von Dr. Reißmann-Grone. 40 Pf.

Das magyarische Ungarn und der Dreibund. Von **Hungaricus.** Preis: M. 1.20.

Halt! Wer da? Lieder aus dem deutsch-österreichischen Feldlager. Von **Karl Prölß.** Preis Mk. 1.—

Nationale Wehrpflicht. Sind die Reichsdeutschen berechtigt und verpflichtet, das Deutschtum im Auslande zu stützen? Von **Karl Prölß.** Preis: 50 Pfg.

Die Totengräber Oesterreichs. Von **K. Prölß.** 80 Pfg.

Bismarck's Erbe. — Los von Rom, gut deutsch allwege! Von Prof. Dr. **Lehmann-Hohenberg** in Kiel. Mk. —.80.

Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse. Gedenkblätter nationaler Stiefkinder von **Karl Prölß.** IV. Aufl. Mk. 2.—.

Kann sich die österreichisch-ungarische Armee den Einflüssen der Nationalitätenkämpfe entziehen??? Von **Karl Schwarzenberg.** Preis Mk. —.60.

Oesterreichs Zusammenbruch und Wiederaufbau. Von * * * Preis: 40 Pfg.

Deutschland einst und jetzt. Mahnruf an die Nation von Prof. Dr. **J. Sepp.** 4.—6. Tausend. Preis: 40 Pf.

Zur Judenfrage. Zeitgenössische Originalaussprüche, herausgegeben von **Karl Ed. Klopfer.** Mit einer Vorbemerkung von Professor Dr. **Ernst Hallier.** Mk. 1.—.

Ein neuer Reichstag Deutschlands Rettung. Von **J. Unold.** Mk. 1.—.

Die deutsche Frau in der Friedensbewegung. Von **Hermine Diemer,** geb. v. Hillern. 40 Pfg.

Ein Buch von deutscher Art. Von **Heinrich Wastian.** Mk. 1.50. An der Hand der Biographie des Grafen Adolf Westarp gibt das Buch einen Einblick in das deutsche Leben wie es ist und wie es sein sollte.

Ungarns Tausendjährung in deutschem Lichte. Eine Festschrift zur Millenniumsfeier von **H. Wastian.** Mk. 2.—.

Der Kampf um das Deutschtum

betitelt sich ein im Auftrage des Alldeutschen Verbandes herausgegebenes Werk, das in 20 Heften, die auch einzeln käuflich sind, zur Ausgabe gelangt.

Im „Kampfe um das Deutschtum" schildern bewährte Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens in übersichtlicher und erschöpfender Weise die Lage des Deutschtums auf der ganzen Erde. Die geschichtliche, volkswirtschaftliche und politische Entwickelung jeden Landes kommt in anziehender Weise zur Darstellung.

Das Werk ist ein prächtiges Gegenstück zu des Verfassers „Buch von der deutschen Flotte", da es das Hauptgewicht auf die fortlaufende geschichtliche Entwickelung legt. Auch Oesterreich und Holland, die früher ja auch zum Reich gehörten, sind durch ihre größten Seehelden de Ruiter und Tegetthoff glänzend vertreten. Die Abbildungen des außerordentlich reich illustrierten Werkes sind teils Facsimile-Wiedergaben älterer Stiche und Handzeichnungen, teils wurden dieselben auf Grund eingehendster Quellenstudien von Herrn Maler A. Hoffmann in München ausgeführt.

1. **Die Weltstellung des Deutschtums** von Fritz Bley. 80 Pfg.
2. **Deutschnationales Vereinswesen.** Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Nationalgefühls von Dr. G. Schultheiß. Mk. 1.20
3. **Die preußischen Ostmarken** v. Christ. Petzet. M. Sprachenkarte. Mk. 1.20.
4. **Schleswig-Holstein** von Carl Strackerjan. Mit Karte.
5. **Elsaß-Lothringen** von Reichsgerichtsrat Dr. J. Petersen. Mit Karte.
6. **Böhmen, Mähren und Schlesien** von Reichsratabgeordneten Karl Türk. Mit einer Sprachenkarte. Mk. 1.20
7. **Tirol** von H. Nabert.
8. **Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien** von Reichstagsabg. Prof. Hofmann v. Wellenhof. M. 1.40.
9. **Deutschtum und Magyarisierung in Ungarn** von Dr. G. Schultheiß. Mit einer Sprachenkarte. Mk. 1.40
10. **Schweiz** von Professor Dr. Hunziker. Mit einer Sprachenkarte. Mk. 1.20.
11. **Niederlande und die alldeutsche Bewegung** von Fritz Bley. Mk. 1.20.
12. **Rußland** von F. v. Löwenthal.
13. **Nordamerika.**
14. **Mittel-Amerika,** Bolivien und Peru. Von Dr. W. Wintzer. Mk. 1.—
15. **Chile** von Dr. Johannes Unold. Mk. 1.20.
16. **Brasilien und die La Plata-Staaten** von Kolonialdirektor a. D. Sellin.
17. **Süd-Afrika — niederdeutsch** von Fritz Bley. Preis Mk. 1.—
18. **Asien** von Dr. Neubaur.
19. **Australien** von Dr. Neubaur.

Der Preis der Hefte beträgt je nach Umfang durchschnittlich **Mk. 1.20.** Abnehmer der ganzen Reihe erhalten diese zu einem um 20 v. H. billigeren Vorzugspreise.

Den Deutschen Oesterreichs. Hundert Studienblätter deutscher Künstler. Herausgegeben von **Franz von Defregger** zu Gunsten des deutschen Studentenheims und des deutschen Vereinshauses in Cilli. Mit Text von Prof. Dr. **Max Haushofer** und einer Einleitung von **Heinrich Wastian.** 5 Heliogravüren, 88 Typogravüren in Tondruck und 8 Textbilder. 12 Bogen Text. In Prachtband gebunden M. 20.—.

Neben der kernigen Einleitung von **H. Wastian** giebt Professor **Max Haushofer** in Novellenform einen prächtigen Text zu den Abbildungen. — Der Hauptwert des Werkes liegt in den von **Franz von Defregger** gesammelten, **herrlichen, künstlerischen Beiträgen der hervorragendsten deutschen Meister** wie: **W. Firle, Hermann Kaulbach, F. H. Kaulbach, Knaus, Leibl, Lenbach, M. Liebermann, Löffz, Menzel, Oberlaender, O. Seitz, Franz Stuck, L. Willroider** u. s. w.